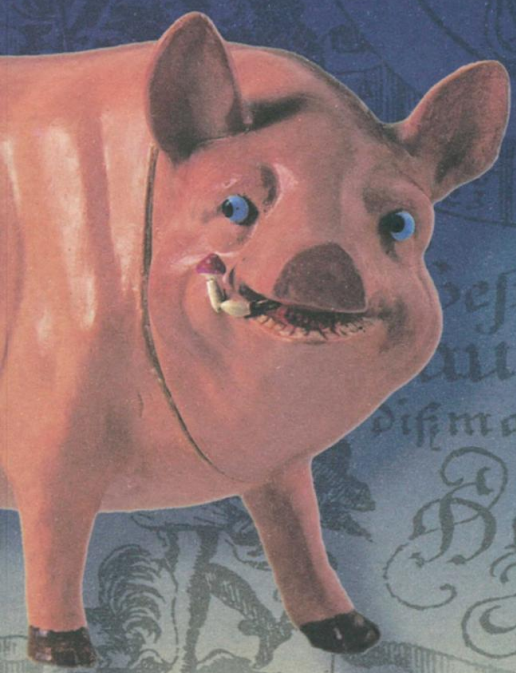


*Oecumenicum  
Practicum  
Perpetuum*

# ZEITEN | ÜBERGÄNGE

# 2000

Zur Konstruktion  
der Jahrtausendwende



*beständiger  
auß=Kalender  
dissimaln gerichtet  
auf  
Hundert  
Jahr..*





Begleitpublikation zur Ausstellung:  
2000: Zeiten/Übergänge. Die Ausstellung zur Jahrtausendwende.  
3. Dezember 1999 bis 13. Februar 2000.  
Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien

**ZEITEN | ÜBERGÄNGE**  
**2000**

**Zur Konstruktion der Jahrtausendwende**



**Wien 1999**  
**Selbstverlag**

**Österreichisches Museum für Volkskunde**

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
Laudongasse 15-19, 1080 Wien  
Direktion: HR Dr. Franz Grieshofer

Idee:

Dr. Franz Grieshofer

Ausstellungskonzept, wissenschaftliche Bearbeitung und Organisation:

Mag. Birgit Jöhler  
Mag. Kathrin Pallestrang  
Mag. Brigitte Rauter

Katalogredaktion:

Mag. Birgit Jöhler  
Mag. Kathrin Pallestrang  
Mag. Brigitte Rauter

Architektur:

DI Alexander Kubik

Fotografie:

Helena Bakaljarowa  
Bildarchiv, ÖNB Wien (wo angegeben)

Kataloggestaltung:

A & H Haller

Ausführende Firmen:

Tischlerei Gorth, Gerasdorf  
Firma All & Round, Wien  
Firma Augmüller, Wien  
Schultes, Wien

Restauration, Werkstatt, Verwaltung:

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Österreichischen Museums für Volkskunde

Druck und Reproduktion

Grasl Druck und Neue Medien

Mit freundlicher Unterstützung von:

 ARGE DATEN

 Leykam Alpina

 Martin Povozny  
Solutions

ISBN 3-900359-87-3

Wien 1999

Copyright: Österreichisches Museum für Volkskunde

# Inhalt

- 6 **Vorwort** Franz Grieshofer
- 8 **Anlaßbedingt** Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter  
**2000: Zeiten/Übergänge**
- 10 **Wenn die Erde einmal um die Sonne läuft?** Kathrin Pallestrang  
**Die Berechnung und Bemessung der Zeit aus kulturwissenschaftlicher Sicht**  
*Sonne, Mond und Erde: natürliche Voraussetzungen der Zeitrechnung*  
*Olympia und Caesar: Die Zeitrechnungen der Griechen und der Römer*  
*Diokletian, Dionysius und Gregor: Grundsätze der christlichen Zeitrechnung*  
*Exkurs I: Kalender und Almanache*  
*Kokarden und Fabriken: der französische und der sowjetische Revolutionskalender*  
*Schofar, Türgötter und Mohammed: die jüdische, chinesische und muslimische Zeitrechnung und das Feiern des neuen Jahres*  
*Exkurs II: Stunden und Uhren*
- 20 **Der hundertjährige Kalender des Mauritius Knauer** Kathrin Pallestrang
- 36 **Zwischen Mittwinter und Donauwalzer: der Jahreswechsel kulturhistorisch** Birgit Johler  
*Was Sache ist*  
*Feiern zum römischen Neujahr*  
*Der Kampf der Kirche*  
*Zur Geschichte der Kartengeschenke*  
*Die Übergangsriten der Mittwinterzeit*  
*Silvester heute: Trennung, Schwelle und Angliederung*  
*Die Brauchelemente im einzelnen*  
*Epiphanie: Christus Mansionem Benedictat*
- 46 **Perchten – Maskengestalten der Mittwinterzeit** Franz Grieshofer
- 52 **Fische und Schweinchen. Speisen zu Silvester und Neujahr** Kathrin Pallestrang
- 54 **Für eine Handvoll Blei in die Zukunft blicken – Orakelbrauch zu Silvester** Brigitte Rauter
- 68 **The Making of 2000** Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter  
**Zur Konstruktion eines Übergangs**  
*Yzk. Keine Sehnsucht nach dem Countdown*  
*Chiliasmus – der Glaube an ein tausendjähriges Friedensreich*  
*Denken in Jahrhunderten*  
*Das Heilige Jahr 2000*
- 70 **Was also steckt hinter „Yzk“?** Birgit Johler
- 74 **Endzeitvisionen –** Brigitte Rauter  
**der Jahrtausendwechsel als eine Produktion apokalyptischer Vorstellungen**  
*Die Apokalypse des Johannes. Historischer Hintergrund und Textanalyse*  
*Voraussetzungen für die Apokalypse: Hesiod, Zarathustra und Sibylle*  
*Die Bilder der Apokalypse – Apokalypsezyklen und Einzelmotive*  
*Die Wirkmacht der Apokalypse*  
*Prophezeiungen zur Jahrtausendwende*
- 94 **Das Wassermann-Zeitalter** Brigitte Rauter
- 95 **Leihgeber, Sachspender und Danksagung**

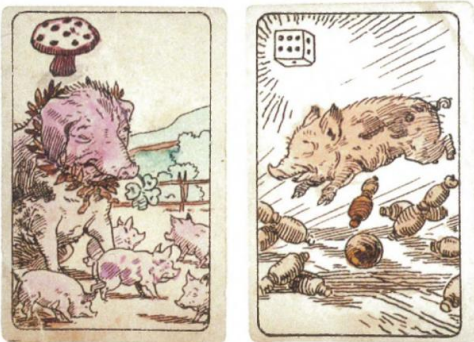
## Vorwort

Franz Grieshofer

Niemand kann sich dem Silvester entziehen. Auch wer ihn schlafend verbringt, wird am nächsten Morgen merken, daß ein neues Jahr begonnen hat - es wird ihm am Abreißkalender der 1. Jänner entgegenprangen und von überall her ein Prosit Neujahr entgegenschallen. Es nützt nichts, sich der allgemeinen und kommerziell produzierten Lustigkeit, sei es auf der Straße oder im Fernsehen, zu verweigern, man wird bereits Wochen vorher durch Auslagendekorationen und durch die Werbung darauf hingewiesen. So unterschiedlich nach Temperament und Alter, nach sozialer oder religiöser Zugehörigkeit der Silvester auch begangen wird, er stellt eine kulturelle Realität dar. Selbst jene Individualisten, die den Silvester auf besonders originelle und außergewöhnliche Art feiern, unterliegen mit diesem Verhalten gerade erst recht gesellschaftlichen Zwängen.

Der Silvester ist also unausweichlich. Aber nicht, weil eine innere Uhr in uns tickt, die sagt, am 31.12. ist Silvester, sondern weil man sich - von Europa ausgehend - darauf geeinigt hat, das neue Jahr mit dem 1. Jänner beginnen zu lassen. Mit der weltweiten Übertragung des Neujahrskonzertes leistet Österreich übrigens dazu einen charmanten Beitrag.

Zu Silvester 2000 ist die Aufregtheit natürlich besonders groß. Auch das Österreichische Museum für Volkskunde meldet sich hier zu Wort und geht anlässlich des Jahreswechsels 1999/2000, der nicht nur ein neues Jahrhundert, sondern auch (wenn auch nicht ganz korrekt) ein neues Jahrtausend einläutet, in einer Ausstellung der Frage nach, wieso die Zahl 2000 eine derart magische Wirkung ausübt und welchen Stellenwert Jahresanfänge in unserer Kultur besitzen.



Mit der Ausstellung verfolgt das Österreichische Museum für Volkskunde zwei Ziele: es möchte erstens die historische Entwicklung des Silvesterfeierns darlegen und aufzeigen, daß die allseits bekannten Handlungsabläufe wie Donauwalzer und Pummerin, Feuerwerk und Böllerschießen, Bleigießen und Schweinskopffessen allgemeinen kultur-anthropologischen Mustern folgen, die sich bei Übergängen zeigen. Wir verdanken diese Erkenntnis dem bedeutenden französischen Anthropologen und Ethnologen Arnold van Gennep (1873-1957). Sein 1909 erstmals vorgelegtes Werk „Les rites de passage“ wurde zu einem Klassiker der Kulturforschung. Er hebt darin hervor, daß sowohl räumliche, soziale und insbesondere auch zeitliche Übergänge von Riten begleitet und kontrolliert werden. Diese sogenannten Übergangsriten lassen sich nach dem von van Gennep erstellten Dreiphasenmodell in Trennungsriten, Schwellen- bzw. Umwandlungsriten und Angliederungsriten einteilen. Es erweist sich jedenfalls als lohnend, unser bürgerliches Fest Silvester vor dem Hintergrund dieses theoretischen Konzepts zu analysieren.

Zum zweiten nimmt die Ausstellung das einmalige Ereignis des Jahrtausendwechsels zum Anlaß der Beobachtung, wie ein solches Fest durch die Öffentlichkeit zu dem gemacht wird, als das es uns erscheint. Die Ausstellung soll helfen, den Blick für das Silvestergeschehen zu schärfen und in einer Art „work in progress“ die unterschiedlichen Veranstaltungen und rituellen Handlungen anläßlich des Jahrtausendwechsels in all ihren verschiedenen kulturellen Äußerungen zu beobachten und zu sammeln. Die Ausstellung verfolgt somit gleichzeitig das Ziel, „The making of 2000“ zu dokumentieren.

Mit dieser Aufgabe betraute die Direktion drei junge Kolleginnen, die mit Engagement ein entsprechendes Konzept erarbeiteten. Dabei ergab sich eine Aufgabenteilung: Kathrin Pallestrang widmet sich den komplizierten Zusammenhängen zwischen Periodisierung und Jahresanfängen in den unterschiedlichen Kulturen und befaßt sich mit Zeitrechnung und Zeitmessung; Birgit Johler untersucht die Entwicklung und die kulturellen Prägungen des Silvesterfeierns und Brigitte Rauter beschäftigt sich mit dem Problem der Prophezeiungen, die seit der Antike ebenfalls an den Wenden auftreten. Ihr bevorzugtes Augenmerk gilt den Vorstellungen von der Apokalypse.

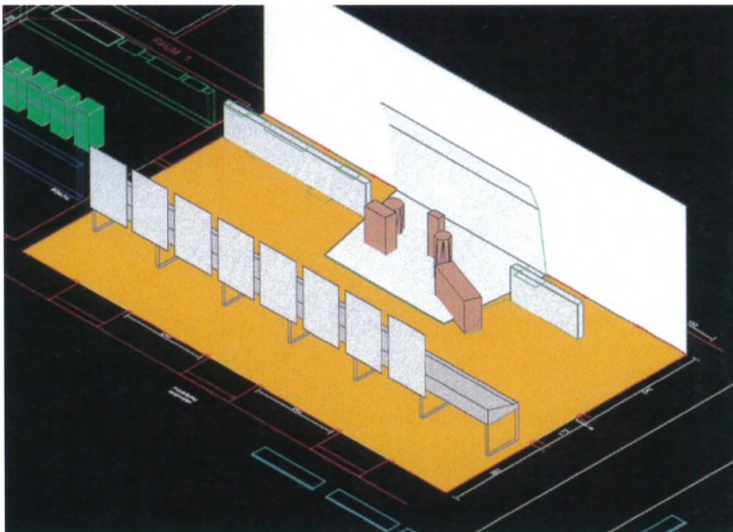
Dank der Initiative der drei Kuratorinnen ist es gelungen, für die Ausstellung eine beachtliche Anzahl an interessanten Leihgaben zu rekrutieren. Für das Verständnis und die Bereitwilligkeit, auf das sie bei ihren Recherchen stießen, ist den zahlreichen leihgebenden Personen und Institutionen herzlich zu danken. Dank gilt weiters dem Gestalter der Ausstellung, DI Alexander Kubik, und dem Graphikbüro A & H Haller. Dank gebührt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Museums, deren Mitwirkung sehr zum Gelingen der Ausstellung beitrug.

Die Finanzierung konnte dankenswerterweise wiederum aus Mitteln des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten erfolgen, wobei die Direktion hervorheben möchte, daß sich für diese Ausstellung erfreulicherweise auch zusätzliche Sponsoren haben gewinnen lassen.

## Anlaßbedingt 2000: Zeiten/Übergänge

Birgit Johler  
Kathrin Pallestrang  
Brigitte Rauter

Die kommende Silvesterfeier bringt den Anfang des Jahres 2000. Schon lange sind Devotionalien zum Jahreswechsel erhältlich, nicht nur Kalender für das neue Jahr, sondern auch Spiele, Uhren, Schreibwaren, Gläser, Scherzartikel und ähnliches mehr. Beinahe überall auf der Welt werden aus diesem Anlaß große Feierlichkeiten vorbereitet. Um die Besonderheit des Jahreswechsels zu betonen, eröffnet in London der Millenniumsdom, in Wien bekommt der Stephansdom seinen langersehnten zweiten Turm – aus Licht, die Cheopspyramide am Nil eine goldene Spitze. Weil sich mit dem Jahreswechsel alle vier Ziffern des Datums ändern und die runde Zahl 2000 fasziniert, begreifen viele diesen Termin als eigentlichen Jahrtausendwechsel. Rein rechnerisch gesehen findet er zum Jahreswechsel 2000/2001 statt. Diesen Umstand nützen die EventberaterInnen und verbinden die beiden Silvester durch zahlreiche Veranstaltungen das ganze Jahr über. Wer etwa im Laufe des kommenden Jahres an den See Geneza-reth pilgert, kann dort wie Jesus „auf dem Wasser“ wandeln – auf einem knapp unter der Wasseroberfläche liegenden Steg. Neben der Aufbruchsstim-



Ausstellungsarchitektur  
Alexander Kubik

mung und Vorfreude werden erwartungsgemäß Prophezeiungen verkündet; Prophezeiungen, die für das Ende des Jahrtausends den Weltuntergang vorhersagen. Und einige Propheten und Prophetinnen bringen dies mit dem als „y2k“ bezeichneten Computerproblem in Zusammenhang.

Die Frage ist eigentlich nur: warum beginnt überhaupt ein neues Millennium, und weshalb bedeutet das so viel?

Der Übergang in ein neues Jahrtausend, der sich nächstes Jahr durch unsere Art der Zeitrechnung ergibt, ist aufgrund der Tatsache, daß die Zahl 1000 in unserer Kultur von besonderer Bedeutung ist, ein wichtiges Ereignis. Der Jahrtausendwechsel ist ein kulturelles Produkt, er ist nicht selbstverständlich oder natürlich. Er ist eine Zeit des Übergangs, eine Zeit der Transformation.

Weil der kommende Jahreswechsel also ein besonderer sein wird, leben wir im Bewußtsein einer Übergangszeit, einer Zeit, die etwas zu Ende bringt und etwas Neues eröffnet. Dies bedeutet eine

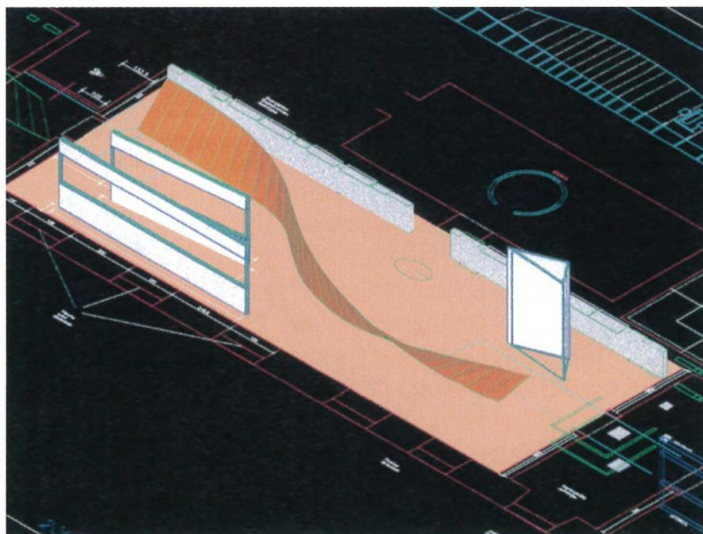
Chance, aber auch einen Grund für Unsicherheit und Angst. Der Bewältigung von transitorischen Momenten dienen Riten und feste Handlungsabläufe, nach Arnold van Gennep die „Rites de Passage“, die Übergangsriten.<sup>1</sup> In seinem 1909 erstmals erschienenen gleichnamigen Werk ortet er rituelle Handlungen an neuralgischen Punkten im Leben jedes Menschen und geht am Rande darauf ein, daß diese ebenso jahreszeitliche Schwellen markieren. Dieses Konzept des französischen Ethnologen liegt der Ausstellung 2000: Zeiten/Übergänge zugrunde.

Das erste Thema der Ausstellung ist die Zeitrechnung, weil zeitliche Übergänge durch das Messen und Zählen von Zeit geschaffen werden.

Das zweite ist der kulturhistorisch mit verschiedenen Ritualen besetzte Jahreswechsel.

Das dritte Thema ist die Weltuntergangsstimmung, die jetzt – wie immer zu Zeiten, die als große Schwellen empfunden werden – von vielen gemacht und getragen wird.

<sup>1</sup> Gennep, Arnold van: Übergangsriten. Frankfurt/Main u.a. 1986.



## Wenn die Erde einmal um die Sonne läuft? Die Berechnung und Bemessung der Zeit aus kulturwissenschaftlicher Sicht

Kathrin Pallestrang



Globus von 1877  
Technisches Museum Wien

Wir schreiben das Jahr 2000. Kalender auf der ganzen Welt zeigen diese Jahreszahl, auf die wir kommen, weil im frühen Mittelalter der Mönch Dionysius Exiguus errechnete, vor wie vielen Umdrehungen der Erde um die Sonne – also vor wie vielen Jahren – Jesus Christus geboren worden war. Danach nahm er das Geburtsjahr Christi als Jahr 1 einer neuen Zeitrechnung, der christlichen Zeitrechnung, und befand sich nunmehr im Jahre 532 nach Christi Geburt. Diese Art, die Zeit zu zählen, setzte sich in einem langen Prozeß auf der ganzen Welt durch, obwohl sich Exiguus vermutlich um ein paar Jahre verrechnet hatte.

Die Zeitberechnung basiert auf natürlichen Grundlagen, Zeit wird an Sonne oder Mond gemessen oder an Zuständen von Atomen. Dennoch ist die Zeitrechnung nichts Natürliches, Unverrückbares: Welcher Art und Weise die Zeit zu messen der Vorzug gegeben wird, ob Periodenbildungen an der Sonne oder am Mond orientiert werden, ist eine Frage des Zeitbewußtseins einer Kultur.

Das Jahr 0 oder 1 fast jedes Kalendersystems wird bei einem Ereignis von großer Bedeutung angesetzt. Charakteristisch dabei ist, daß der Beginn vieler Zeitrechnungen im nachhinein festgesetzt, also die Zählung nur selten in ihrem ersten Jahr eingeführt wurde. Der Ausgangspunkt einer Zeitrechnung ist also Ausdruck des Selbstverständnisses einer Gesellschaft oder ihres Werte und Normen vorgebenden Teils.

Die Geschichte der Zeitrechnung ist auch eine Geschichte von Machtverhältnissen: wer Macht hat, bestimmt, wie die Jahre gezählt werden; oder anders gesagt: wer den Diskurs dominiert, also die Themen einer Gesellschaft festlegt, legt auch die Grundlage der Zeitrechnung fest. Zeit ist nur scheinbar naturgegeben.

Indem ihre Entwicklungslinien und ihre Bedeutungszusammenhänge nachgezeichnet werden, sollen im folgenden historische und rezente Zeitrechnungen als kulturelle Markierungen vorgestellt und begreifbar gemacht werden. Periodisierungen sind keine natürlichen Gegebenheiten, sondern gesellschaftliche Realitäten, die kulturelle Formen

bedingen, wie die Rites de Passage, und eine Wirkmacht besitzen können, die vielfältig einsetzbar ist.

### Sonne, Mond und Erde: natürliche Voraussetzungen der Zeitrechnung

Die Erde läuft auf einer elliptischen Bahn um die Sonne. Die Zeit, die vergeht, bis sie einen Umlauf vollzogen hat, wird Jahr genannt. Diese Zeitperiode läßt sich ebenso an den Fixsternen ablesen, an denen die Erde während ihres Umlaufs vorbeizieht. Ein Jahr läßt sich auch bestimmen, wenn man annimmt, daß es die Sonne und die Sterne sind, die um die Erde herum laufen, wie es vor der allgemeinen Akzeptanz des heliozentrischen Weltbildes der Fall war: Im Laufe eines Jahres zeigen sich wechselnde Sternbilder am Himmel, die scheinbare Bahn der Sonne über den Himmel, die Ekliptik, verschiebt sich, und der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen ändert sich, wodurch die Jahreszeiten entstehen. Dies geschieht, weil die Bahn der Erde um die Sonne zum Erdäquator beziehungsweise Himmelsäquator geneigt ist, so daß die Sonne scheinbar zwischen dem Äquator und den Wendekreisen hin und her wandert.

Kompliziert wird es nun dadurch, daß die Bahn der Erde um die Sonne und die Drehung der Erde um ihre Achse, wonach die Tage bemessen werden, nicht aufeinander abgestimmt sind: wenn die Erde nach einem Sonnenumlauf wieder am gleichen Punkt angelangt ist, hat sie keine volle Zahl von Drehungen um die eigene Achse ausgeführt, die letzte Drehung ist noch nicht vollendet. Das bedeutet, daß ein Jahr nicht in ganze Tage eingeteilt werden kann. Ein sogenanntes tropisches Jahr umfaßt 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden – sofern man jeden Tag in 24 Stunden und jede Stunde in 60 Minuten unterteilt. Das tropische Jahr ist jene Zeit, die vergeht bis die Sonne wieder an genau der gleichen Stelle am Himmel steht. In vielen Zeitrechnungen wird als Basis der Zählung aber nicht das tropische Jahr, sondern ein Sonnenjahr mit gerader Taganzahl genommen. Dies ist der Grund für die Notwendigkeit von Regulatoren wie dem Schaltjahr: Der Zeitüberschuß wird gesammelt und dann auf einmal angehängt, indem ein voller Tag

eingeschoben wird. Es besteht daneben die Möglichkeit, den Überschuß nicht zu berücksichtigen, was „bewegliches freies Sonnenjahr“ genannt wird und etwa in Ägypten in Verwendung war. Nach einem Zyklus von 1500 Jahren stimmt das tropische Jahr wieder mit dem durchschnittlichen Jahr überein.<sup>1</sup>

Aus den oben angedeuteten kosmischen Voraussetzungen ergeben sich vier Punkte im Jahr, die von vielen Kulturen als wichtig erachtet wurden und werden: die Sonnwenden (Solstitien) und die Tag- und-Nacht-Gleichen (Äquinoktien). An den Äquinoktien sind, wie der Name schon sagt, Tag und Nacht gleich lang, weil hier die Ekliptik genau vertikal zur Erdachse steht. Als Sonnwenden werden jene Punkte bezeichnet, an denen der kürzeste Tag beziehungsweise die kürzeste Nacht eintreten und sich das Verhältnis von Tag und Nacht ab hier wieder umkehrt.

Die Äquinoktien fallen nicht immer genau auf denselben Tag, sie liegen um den 21. März und um den 23. September, die Solstitien um den 21. Juni und um den 21. Dezember.<sup>2</sup> Diese Daten gelten für uns heute als die offiziellen Beginntage der Jahreszeiten, die sich nicht ändern und damit unabhängig geworden sind von der Himmelsbeobachtung. Ein Blick in einen Kalender genügt. In agrarisch orien-



Aus einer Serie von zwölf Monatsbildern für Kinder, 19. Jhd.  
Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



**Mondoberfläche, Fotografie um 1900**  
Bildarchiv, ÖNB Wien

tierten Gesellschaften waren die Jahreszeiten und damit die Sonnwenden und Tag-und-Nacht-Gleichen von besonderer Wichtigkeit. Sie zeigten die Zeit der Aussaat, der Ernte und der Ruhephase an und wurden als Übergänge mit bestimmten Riten besetzt. Für die Darstellung bildete sich in Mitteleuropa ein ikonographischer Kanon heraus, der ihnen bestimmte Attribute und Szenen zuordnet. Ein regelrechter Kult entstand im 17. und 18. Jahrhundert, als die Jahreszeiten zu Symbolen des Zyklus von Werden und Vergehen wurden<sup>3</sup>. Ikonographisch ähnlich sind die Darstellungen der Monate, denen sehr häufig landwirtschaftliche Tätigkeiten zugeordnet werden.

Damit wären wir bei der zweiten Möglichkeit, die Zeit zu zählen: statt sich an der Sonne zu orientieren, wird die Zeitrechnung an den Mond gebunden. Es ergeben sich hier ähnliche Probleme wie beim Sonnenjahr, weil auch beim Mondjahr ein Zeitüberschuß entsteht, der durch Schaltmonate ausgeglichen werden kann. Der Zeitraum, in dem sich die Mondphasen erneuern ist mit 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Sekunden anzugeben. Weitere Schwierigkeiten tauchen auf, wenn das Mondjahr und das Sonnenjahr miteinander verbunden werden sollen, da sie im Grunde voneinander unabhängige Größen sind. Um ein Mondjahr zu bilden, das mit den Jahreszeiten übereinstimmt, wird es in

sechs Monate mit 29 und sechs Monate mit 30 Tagen eingeteilt, was also insgesamt 354 Tage pro Jahr ergibt und Lunisolarjahr genannt wird. Soll das Mondjahr nicht nur an die Länge, sondern auch an den Verlauf der Jahreszeiten gebunden werden, werden von Zeit zu Zeit Schalttage oder ein ganzer Schaltmonat eingefügt, wie es etwa bei der jüdischen Zeitrechnung der Fall ist.

Beim gregorianischen Kalender, der heute international in Verwendung ist, wurde überhaupt auf eine Übereinstimmung verzichtet. Die Monate, die das Jahr einteilen, sind reine Sonnenmonate, was bedeutet, daß sie mit dem tatsächlichen Lauf des Mondes nicht übereinstimmen.<sup>4</sup>

Bleibt noch, die Herkunft der Woche anzusprechen. Sie hat keinerlei natürliche Grundlagen, sondern ist eine kulturelle Setzung, deren Anfänge nicht ganz geklärt sind. Ein Sieben-Tage-Rhythmus ist in babylonischen Schriften erwähnt, wobei dessen Bedeutung unklar ist. Einen besonderen Stellenwert hat die Woche jedenfalls in der jüdischen Tradition, wonach Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen hat. Auch die Römer teilten die Tage in Wochen ein, jedoch bis zu Kaiser Augustus mit einer Länge von acht Tagen, die mit Buchstaben bezeichnet wurden. Die Christen übernahmen schließlich die Sieben-Tage-Woche und verbreiteten sie weltweit.<sup>5</sup> Interessant dabei ist, daß die Wochen über die Monate und die Jahre gelegt werden, ohne darauf zu achten, ob ein Jahr oder Monat mit dem ersten Tag der Woche beginnt – sprich, der erste Tag eines Monats oder Jahres ist nicht immer ein Montag. Dies zu ändern war eines der Ziele verschiedener Kalenderreformen, auf die noch eingegangen werden wird.

### **Olympia und Caesar: Die Zeitrechnungen der Griechen und der Römer**

Die Zeitrechnungen der Antike entstanden nicht völlig unabhängig voneinander, doch setzte jede Kultur eigene Akzente. Die genaue und auch komplizierte Zeitbestimmung in Ägypten beeinflusste unter anderem die Griechen. Die Unabhängigkeit der griechischen Stadtstaaten bedingte, daß jede Polis eine eigene Zeitrechnung besaß. Einheitlich

war der Kalender insofern, als – neben anderen Möglichkeiten – anhand der Reihenfolge der Magistratspersonen einer Stadt, den Archonten, gezählt wurde. Etliche dieser Archontenlisten sind überliefert<sup>6</sup>.

Das Jahr der Griechen war in zwölf Mondmonate eingeteilt, die jeder Stadtstaat anders benannte, und so seine Unabhängigkeit und Souveränität zeigte; mehr als 300 verschiedene Monatsnamen sind überliefert. Da etliche wichtige Feste jahreszeitlich gebunden waren, war es notwendig, das Mondjahr in Übereinstimmung mit den Jahreszeiten zu halten. Verschiedene Versuche, dies zu bewerkstelligen, sind überliefert. Schließlich erwies sich der Vorschlag des Astronomen Meton, der um 432 v. Ch. lebte, als der zweckmäßigste. Er berechnete, daß die dünne Neumondsichel nach 19 tropischen Jahren und zwei Stunden wieder am selben Tag des Jahres am Himmel erscheint. Während dieser 19 Jahre treten 235 Neumonde auf, weshalb ein Meton'scher Zyklus aus 235 Mondmonaten besteht, die in zwölf Jahre mit zwölf Monaten und sieben Jahre mit 13 Monaten eingeteilt werden. Der Zyklus wurde, um seine Genauigkeit zu verbessern, später auf 76 Jahre erweitert (callippischer Zyklus) und schließlich vom Astronom Hipparch (um 190 bis 120 v. Ch.) mit 340 Jahren festgesetzt.

Die Goldene Zahl<sup>7</sup> eines Jahres gibt nun an, an welcher Stelle im Meton'schen Zyklus dieses Jahr steht. Der Meton'sche Zyklus und damit die Goldene Zahl wurden später von den Christen verwendet, um das Osterdatum vorauszuberechnen. Dadurch wurde das Erstellen von Ostertafeln, von Verzeichnissen des Osterdatums künftiger Jahre möglich. Noch heute ist die Goldene Zahl in Verwendung: sie findet sich als Bestandteil des Jahreskalendariums in Hauskalendern. Errechnet wird sie in Bezug auf die christliche Zeitrechnung folgendermaßen: zur gegebenen Jahreszahl wird 1 addiert, die Summe durch 19 dividiert. Das Ergebnis (ohne Kommastellen) gibt nun an, wie viele Zyklen seit Christi Geburt vergangen sind, der Rest sagt, das wievielte Jahr das betreffende im laufenden Zyklus ist. Das Jahr 2000 ist zum Beispiel das sechste Jahr im 105. Zyklus. Wie groß die Bedeutung der Goldenen Zahl im antiken Griechenland war, läßt



sich daran erlauben, daß ihre Lettern in Inschriften goldgefaßt sind – daher auch ihr Name.

Eine Zeitrechnung, die über die einzelnen Stadtstaaten hinausging, nahm in Delphi, also in einem Ort von großer Bedeutung für alle Griechen, ihren Ausgang. Das sogenannte „Große Jahr“<sup>48</sup> bestand aus einem Zyklus von acht Jahren mit je zwölf Monaten und drei zusätzlichen Monaten. Das halbierte Große Jahr ergab also eine Periode von vier Jahren, ein Zeitabschnitt, der den Olympiaden entspricht. Die ersten Olympischen Spiele wurden 776 v. Ch.<sup>9</sup> abgehalten und erlangten als überregionales, alle Griechen einbeziehendes religiöses Fest immense Bedeutung. Die Periodisierung in Anlehnung an die alle vier Jahre stattfindenden Olympischen Spiele wurde die wichtigste einheitliche Zeitrechnung der Antike überhaupt. Sie wurde von allen Gelehrten verwendet und noch lange in die christliche Epoche hinein benützt. Die sogenannte Olympiadenrechnung wurde sogar noch beibehalten, als die Spiele selbst schon lange nicht mehr abgehalten wurden und findet sich, wie die Goldene Zahl, mitunter heute noch in verschiedenen Hauskalendern unter der Jahresübersicht.

Nach der Eingliederung ins römische Imperium bestimmten die Römer über die Zeiteinteilung, und die Griechen übernahmen die römischen Sonnenmonate. Anfänglich wurde das römische Jahr<sup>10</sup> in zehn Monate unterteilt, was sich an der Monatsbenennung ablesen läßt. Der Sage nach fügte König Numa Pompilius zwei Monate, Januar und Februar als ersten und letzten Monat hinzu; gesichert ist, daß 452 v. Ch. ein Monat zwischen den ersten

Monat (Januarius), der selbst noch nicht lange verwendet wurde, und den dritten (Martius) geschoben wurde. Wie sich leicht erkennen läßt, gehen die Monatsnamen der heutigen romanischen und germanischen Sprachen auf die lateinischen zurück: Ianuarius, Februarius, Martius, Aprilis, Maius, Iunius, Quintilis, Sextilis, September, October, November, December. Quintilis und Sextilis wurden später von Iulius Caesar und von Augustus durch ihre eigenen Namen ersetzt.

Spätestens seit 153 v. Ch. wurde das Verwaltungsjahr mit erstem Jänner begonnen. Das römische bäuerliche Jahr richtete sich jedoch weiterhin nach dem alten Kalender, begann also mit der Wachs-



**Römische Taschensonnenuhr,**  
2. Hälfte 2. Jhd. n. Ch.  
Kunsthistorisches Museum Wien,  
Antikensammlung



**Kalenderfries (Ausschnitt), zeigt attische Feste und die Sternzeichen, Mitte 1. Jhd. v. Ch., Kleine Metropolitankirche, Athen**  
Gipsabguß der Archäologischen Sammlung des  
Instituts für Klassische Archäologie der Universität Wien

tumszeit im März. Dieses sogenannte Altrömische Neujahr wurde bis weit ins Mittelalter neben anderen Jahresanfängen verwendet. Die Dauer des römischen Jahres betrug jedenfalls 355 Tage, wobei vier Monate 31 Tage zählten, sieben Monate 29 Tage und der Februar 28. Um den Zeitausgleich vorzunehmen, wurden Schaltmonate eingefügt, was die Aufgabe des Pontifex Maximus war. Es gab jedoch keine festen Regeln dafür, weshalb der Kalender bald nicht mehr mit den Jahreszeiten übereinstimmte. Gaius Iulius Caesar, der etliche Ämter im römischen Staat übernommen hatte, so auch jenes des Pontifex Maximus, ging im Jahr 45 v. Ch. daran, den Kalender zu überarbeiten. Er teilte das Jahr in 365 Tage und setzte einen Schalttag alle vier Jahre fest. Den Monaten gab er die Tagesanzahl, die sie noch heute haben – mit Ausnahme des Februars, der 29 Tage zählte, und des Sextilis mit 30 Tagen. Augustus gab dem achten Monat Sextilis seinen eigenen Namen und einen Tag dazu, damit dieser Monat nicht kürzer war als der Juli, den Caesar nach sich benannt hatte. Um die Tagesanzahl konstant zu halten, kürzte Augustus dafür den Februar. In dieser Form wurde der sogenannte „julianische Kalender“ später die Basis der christlichen Zeitrechnung.

Im antiken Rom bestanden mehrere Möglichkeiten der Periodisierung, über die an dieser Stelle lediglich ein grober Überblick gegeben werden kann. Einmal wurden die Zeitabschnitte nach den Amtszeiten der Konsuln gezählt, die allerdings anfänglich unterschiedlich lang waren. Später wurde auch nach den Tribunatsjahren der Kaiser gerechnet. Eine weitere gebräuchliche Zählweise war die nach

den Steuerperioden, der sogenannte Indiktionsszyklus, der aus 15 Jahren besteht<sup>12</sup>. Der Indiktionsszyklus ist wie die Goldene Zahl und die Olympiadenrechnung in Hauskalendern der Gegenwart zu finden. Die Olympiadenrechnung war, wie erwähnt, bei den Römern ebenfalls in Verwendung.

Eine weitere Möglichkeit, den Anfang der Zeitählung zu bestimmen, ist die Rechnung „ab urbe condita“ (a.u.c.), ab der Gründung der Stadt Rom. Die Gründung Roms durch Romulus und Remus war jedoch Bestandteil eines Mythos, daher zeitlich nicht eindeutig festgesetzt. Verschiedene Daten waren allgemein akzeptiert, unter anderen berechnete der Schriftsteller und Historiker Marcus Terentius Varro (116-27 v. Ch.) ein Datum für die Gründung, das schließlich breite Zustimmung fand und das wir heute als 753 vor Christus kennen. Aufgrund der Umstrittenheit des Gründungsjahres und seines mythischen Charakters wurde es im antiken Rom nie für Datierungen herangezogen, erst in der Zeit des Humanismus wurde es üblich, Daten aus der Geschichte Roms nach dem Gründungsjahr des Varro anzugeben.<sup>12</sup>

Neben den hier kurz skizzierten Zeitrechnungen gab es in der Antike unzählige andere regional, überregional oder in religiösen Zusammenhängen verwendete Kalendersysteme. Erwähnt sei nur die Weltära der Griechen und die Seleukidenära, auch Alexandrinische Weltära genannt, die heute noch von den syrischen Christen im Libanon verwendet wird.<sup>13</sup>

Die unterschiedlichen Zeitrechnungen der Antike beeinflussten die christliche Zeitrechnung und grün-



M. TERENTIUS VARRO.  
*Portr. des gelehrtesten Römer im Jahr der Welt 3667 voh. und 4937 nach.*

Marcus Terentius Varro  
Bildarchiv, ÖNB Wien

deten Traditionen, die von den Christen aufgegriffen wurden. Als die christliche Religion immer mehr Einfluß gewann und auch politische Systeme beeinflusste, war es nur eine Frage der Zeit, wann sie eine eigene Zeitrechnung schaffen würde.

### Diokletian, Dionysius und Gregor: Grundsätze der christlichen Zeitrechnung

Der julianische Kalender wurde von den Christen übernommen und bis zu seiner Reformierung im 16. Jahrhundert unverändert beibehalten. Der Punkt, in dem die christlichen Länder lange keine Übereinstimmung erzielten, war der Anfang des Jahres, also das Ereignis, mit dem das Jahr 1 fixiert werden sollte.

Bevor ich diesen Umstand näher ausführe, soll zunächst eine andere, heute nicht mehr so bekannte von Christen verwendete Zeitrechnung vorgestellt werden: die Zeitrechnung, die mit dem Amtsantritt Kaiser Diokletians beginnt (nach unserer Zeitrechnung 284 n. Ch.), daher auch „Diokletianische Ära“<sup>14</sup> genannt wird und das ägyptische Jahr zur Grundlage hat. Ihr zweiter Name „Märtyrer-Ära“ erklärt, weshalb Diokletian für die frühen Christen von besonde-

rer Bedeutung war: während seiner Regierungszeit fanden große Christenverfolgungen statt.

Auf dieser Zeitrechnung basierte die Ostertafel Bischof Kyrills von Alexandrien, die 531 n. Ch. (im Jahr 247 diokl.) auslief und die Abt Dionysius Exiguus<sup>15</sup> weiterführen sollte. Über Dionysius ist wenig bekannt, er war ein skythischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrhundert in Rom lebte und unter anderem eine Sammlung kirchlicher Gesetze zusammenstellte. Er beschloß offenbar, bei der Weiterberechnung der Ostertafel den julianischen Kalender zu verwenden und ihn mit der „incarnatione domini nostri Iesu Christi“, mit der „Menschwerdung unseren Herrn Jesu Christi“, beginnen zu lassen, wobei er bei den Daten des Osterfestes den Meton’schen Zyklus zu Hilfe nahm. Dionysius errechnete nun, daß Christus vor 532 Jahren geboren worden sein mußte und setzte für das Jahr Christi Geburt die Zahl 1. Er selbst befand sich somit im Jahr 532 nach der Menschwerdung. Als Jahresanfang setzte er aber nicht die Geburt Christi, die mit dem 25. Dezember angegeben wurde, sondern den 1. Jänner – also den Beginn des römischen Verwaltungsjahres –, der mit der Beschneidung Christi (Circumcisio Christi) besetzt war. Die Zeitrechnungsmethode des Dionysius Exiguus wurde bald von den Christen allgemein verwendet, wenn auch die Diokletianische Ära weiterbestand. Zwei Konsequenzen ergaben sich aus dieser neuen Art der Zählung: erstens beginnt die christliche Zeitrechnung mit dem Jahr 1 und nicht mit dem Jahr 0, weshalb ein Jahrhundert- oder Jahrtausendwechsel immer mit dem Jahr 1 der neuen Epoche anfängt. Also beginnt das dritte Jahrtausend mit Neujahr 2001, nicht mit Neujahr 2000. Und zweitens verrechnete sich Exiguus um etliche Jahre, Christus kam ein paar Jahre vor dem Jahr 1 auf die Welt. Da dieser Rechenfehler in der Zeitrechnung aber nie korrigiert wurde, wird bis heute allgemein das Jahr 1 mit Christi Geburt gleichgesetzt. Dennoch: das Jahr 2000 liegt nicht genau 2000 Jahre nach Christi Geburt.

Wie gesagt, wurde die Methode des Dionysius Exiguus unter den Christen rasch aufgenommen. Allein der Beginn des Jahres differierte das ganze Mittelalter hindurch stark. Es existierten nebeneinander unterschiedliche sogenannte Stile der Zeit-

rechnung, von denen einer der erwähnte Circumcisionsstil war, der überregional im Handel und von Astronomen verwendet wurde. Nach dem Weihnachtsstil beginnt das Jahr am 25. Dezember, das Ältrömische Neujahr fängt am 1. März an. Der Annuntiationsstil setzt den Jahresanfang mit Mariä Verkündigung (annuntiatione) am 25. März, der Konzeptionsstil mit Mariä Empfängnis (conceptione) am 8. Dezember, wobei beide als Inkarnationsstile anzusehen sind. Von „anno gratiae“ wird gesprochen, wenn Christi Himmelfahrt der erste Tag im Jahr ist, und mitunter wurde das Jahr mit Ostern, also mit der Auferstehung angefangen; beides Termine, die nicht fix sind, sondern sich mit dem Mond verschieben.

Das Altrömische Neujahr war noch im Frühmittelalter üblich, einzig in Venedig wurde es bis etwa 1797 verwendet. In vielen, aber nicht allen, deutschsprachigen Gebieten wurde der 25. März als Anfang genommen. In Köln zum Beispiel begann das Jahr zu Ostern. In England waren Weihnachtsstil und Annuntiationsstil gleichermaßen gebräuchlich, in Frankreich wurde das Jahr in vielen Gebieten mit dem 25. März begonnen, ab dem 11. Jahrhundert einheitlich mit Ostern, in seinen englischen Gebieten jedoch mit Weihnachten. In Italien zählte jede Stadt anders, wobei der Weihnachts- und der Annuntiationsstil vorherrschten.<sup>16</sup> Die große Verschiedenheit der Jahresanfänge machte Umrechnungstabellen notwendig und Terminvereinbarungen schwierig. Erst durch eine Verordnung von Papst Innozenz XII im Jahr 1691, in allen christlichen Gebieten den Jahresanfang mit 1. Jänner festzusetzen, verloren andere Neujahrstermine ihre Bedeutung.<sup>17</sup>

Der Umstand, daß die julianische Schaltjahrege- lung ungenügend war und das Jahr sich gegenüber den Jahreszeiten verschob, veranlaßte rund ein Jahrhundert vor Innozenz Papst Gregor XIII, eine schon von seinem Vorgänger ins Auge gefaßte Kalenderreform<sup>18</sup> in die Tat umzusetzen. Er beauftragte den Mathematiker Luigi Lillio aus Calabrien, eine Lösung für das Problem zu finden. Dessen Bruder Antonio übernahm die Aufgabe nach Luigis Tod im Jahre 1576. Die ausgearbeiteten Reformvorschläge sandte der Papst zur Begutachtung an Re-

genten und Universitäten in ganz Europa. Als diese die Reform guthießen, setzte Gregor eine Gelehrtenkommission ein, die Erlässe für die Umsetzung festlegen sollte. In der Bulle „Inter gravissimas“ (wie jede Bulle benannt nach ihren Anfangsworten) erließ der Papst schließlich im März 1582 die Reform, die folgende Veränderungen brachte: jedes vierte Jahr sollte ein Schaltjahr sein; Jahre, die durch 100 ohne Rest teilbar sind, werden ausgenommen. Davon wiederum werden jene Jahre ausgenommen, die auch durch 400 teilbar sind – also ist das Jahr 2000 ein Schaltjahr. Der so entstandene Kalender ist nur mehr um 26 Sekunden länger als das natürliche Jahr, was nach 3300 Jahren eine Differenz von einem Tag ergeben wird. Auf diese Weise gelang es, die Äquinoktien relativ konstant an die eingangs genannten Daten zu knüpfen. Um aber die Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche wieder in die Nähe des 21. März zu bringen, wurde in der Bulle verordnet, einmal zehn Tage in der Zählung auszulassen und daher auf den 4. Oktober 1582 unmittelbar den 15. Oktober 1582 folgen zu lassen. Obwohl in der Bulle auch Strafen für das Nichteinhalten der Reform angeführt wurden, dauerte es einige Zeit bis der Kalender tatsächlich in allen christlichen Ländern umgestellt war, wovon ein reger Briefwechsel zeugt, der erst zum Teil publiziert ist.<sup>19</sup> Was große Sorgen bereitete, war der Umstand, daß durch den Datumssprung etliche Heiligenfeste ausfallen mußten, was in der Bulle angesprochen, doch nicht befriedigend gelöst wurde. Wie also die Umstellung konkret zu bewerkstelligen sei, war nicht sofort allen Bischöfen und Pfarrern klar, weshalb es zum Teil zu erheblichen Verzögerungen kam. Bereits 1582 führten Italien, Spanien, Portugal und Frankreich den „Neuen Stil“, also den gregorianischen Kalender, ein. Die katholischen deutschen Gebiete wechselten den Kalender 1583, das Erzherzogtum Österreich 1584, wobei einige Gebiete schon umgestellt hatten. Es folgten Polen (1586) und Ungarn (1587).

Die protestantischen Gebiete wollten sich zunächst überhaupt nicht nach einem Kalender richten, der von einem Papst in Rom initiiert worden war. Sie behielten vorläufig den „Alten Stil“ bei. Da sich der Neue Stil aber als zweckmäßiger erwies, stellten

auch sie schließlich um. Die protestantischen deutschen Länder rechneten ab 1700 mit dem gregorianischen Kalender, England zog 1751 nach, Schweden 1753. Die katholischen Kantone der Schweiz hatten schon 1583 den Neuen Stil übernommen, die protestantischen folgten 1700, mit Ausnahme Graubündens, das erst 1811 nachzog. Die orthodoxen Kirchen übernahmen im übrigen den gregorianischen Kalender bis heute nicht und nahmen somit auch den Zeitsprung von zehn Tagen nicht vor.<sup>20</sup>

Die Annahme des gregorianischen Kalenders durch die Reformierten war nur möglich geworden, weil der Kalender schon so weit säkularisiert war, daß er dem Alltag zugeordnet und als der kirchlichen Sphäre enthoben betrachtet wurde.

Während des gesamten Mittelalters und in der frühen Neuzeit bestimmte die Kirche die Einteilung des Jahres. Sie übte ihre Macht damit auch über die Zeit aus und demonstrierte, daß Zeit nicht natursondern gottgegeben sei. Der Jahresrhythmus entsprach den beiden großen Festkreisen, Ostern und Weihnachten, zu denen weitere Herren- und Heiligentage, wie Christi Himmelfahrt, Peter und Paul, Kosmas und Damian oder die Heiligen der Mittwinterzeit, auf die an anderer Stelle in dieser Publikation eingegangen wird, hinzukamen. Da schriftliche Aufzeichnungen der Zeitrechnung, also Almanache oder Kalender, im Mittelalter nur Geistlichen und hohen Adeligen zur Verfügung standen, war der Rest der Bevölkerung auf jene Zeitangaben angewiesen, die der Priester von der Kanzel predigte. Die Verbreitung von Kalendern nach Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern war ein Schritt hin zu einer Verbürgerlichung des Kalenders, der im Lauf der Zeit den liturgischen Rahmen fast völlig verlieren sollte. Dazu kam, daß bis zur Reformation die Tagesangabe an die Heiligen gebunden war, deren Namensfest am betreffenden Tag gefeiert wurde. Ausgehend von den protestantischen Ländern setzte sich die Angabe der Numerierung des Tages immer mehr durch; beispielsweise statt „Tag der Heiligen Ursula“ sagen wir „21. Oktober“.<sup>21</sup>

Das Jahr wurde im Laufe des 17., 18. und 19. Jahrhunderts mehr und mehr in anderen Rhythmen erlebt, die nicht mehr den großen Festkreisen des Kirchenjahres entsprachen und nicht mehr den Zyklen der Jahreszeiten, die mitunter als Bauernjahr bezeichnet werden. Für das Bürgertum wurden Theatersaisonen, Ferienzeiten und Verwaltungsperioden wichtiger als Patrozinien oder Quatembertage. Auf der anderen Seite wird auch der Zeitrhythmus der Gegenwart nach wie vor von der Kirche mitbestimmt, gerade was die hohen Festtage wie Ostern oder Weihnachten betrifft. Es sind Tage, an denen der Staat Arbeitsruhe verordnet. Die Änderung des Zeitbewußtseins im Laufe der Jahrhunderte kann anhand der Entwicklung der schriftlichen Darlegungen der Jahres-, Monats- und Tageszählung nachgezeichnet werden.

Der gregorianische Kalender ist heute zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Mit der Kolonialisierung der Welt durch Europa wurde er verbreitet und anderen Kulturen vorgeschrieben. Durch internationale Handelsbeziehungen und das Fortschrei-



Hl. Luzia  
Österreichisches Museum für Volkskunde

ten der Informationstechnologien wurde er zur dominantesten Kalenderform überhaupt. Dabei übersehen wir leicht, daß es viele andere Formen der Zeitrechnung auf der Welt gibt, die heute nach wie vor verwendet werden und daß es immer wieder bis heute Versuche gegeben hat, den gregorianischen Kalender zu ersetzen.

### Exkurs I: Kalender und Almanache

In Europa waren also im Mittelalter Kalender zunächst ein Privileg der Mächtigen, was auch mit dem Herstellungsaufwand von Büchern zu tun hat. Handgeschriebene Kalender wurden in Klöstern aufbewahrt und die Bevölkerung von der Kanzel herab über anstehende Festtage, Zins- oder Markttermine informiert. Seit dem frühen Mittelalter waren aber bereits einfache Holzkalender verbreitet, Holztafeln oder -stücke, in die Kerben für die einzelnen Tage geschnitzt wurden, wobei die Sonntage größer gearbeitet waren. Ab dem 12. Jahrhundert gab es außerdem Einblattkalender für den Eigegebrauch.<sup>22</sup>

Der älteste erhaltene Holztafeldruckkalender stammt aus dem Jahr 1439 und wurde von Johannes von Gmunden angefertigt. Der älteste erhaltene mit beweglichen Lettern gedruckte Kalender ist der sogenannte Türkenkalender von 1454. Bemerkenswert ist, daß bereits in diesem Exemplar die große Verbreitung von Kalendern dazu genutzt wurde, Ideen und Vorstellungen zu transportieren beziehungsweise Werbung oder Propaganda zu verbreiten. In diesem Fall waren es die Türken, vor denen mit einem Reim nach jedem Monatskalendarium gewarnt wurde.<sup>23</sup> Kalender waren sofort nach Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern neben den Bibeln die Textsorte, die am häufigsten gedruckt wurde. Von Anfang an erschienen auch thematische Kalender, die neben dem Kalendarium Informationen zu bestimmten Themen enthielten wie Astronomie, Astrologie, Wetterkunde oder Medizin; die Laxierkalender gaben beispielsweise den besten Zeitpunkt zum Abführen an. Bis ins 16. Jahrhundert waren Einblattkalender die dominierende Kalenderform und wurden dann von buchförmigen Kalendern, also Almanachen, abgelöst.

Grundsätzlich werden zwei Formen von Almanachen unterschieden: Schreibkalender, die Platz für eigene Notizen lassen, und sogenannte Volks- oder Hauskalender, die Eintragungen nicht vorsehen. Enthalten die Kalender überwiegend landwirtschaftliche Informationen werden sie auch Bauernkalender genannt.<sup>24</sup>

Schreib- und Hauskalender gliedern sich meist in drei Teile: das Kalendarium, die Practica und einen Unterhaltungsteil. Das Kalendarium gibt die Tage und Monate eines Jahres an, kirchliche Feste, Heiligentage, astronomische Daten wie Vollmonde oder Äquinoktien, aber auch die Goldene Zahl, den Indiktionszyklus und ähnliches. Die Practica bieten die erwähnten Prognosen, Vorhersagen bestimmter Ereignisse oder des Wetters, oft anhand von Lostagen, sowie alle möglichen praktischen Hinweise wie Arbeitsanleitungen für die Landwirtschaft, Medizinische Ratschläge, ein Verzeichnis der Jahrmärkte, Maße und Gewichte, Zinstage oder Postgebühren. Der Unterhaltungsteil wurde im Laufe der Zeit immer wichtiger und dicker. Im 16. und 17. Jahrhundert finden sich hauptsächlich Berichte über historische Ereignisse wie Kriege, Katastrophen, Herrschaftsantritte. Im 18. Jahrhundert verlagert sich das Gewicht auf Schwänke, Anekdoten und moralische Geschichten, im 19. Jahrhundert schließlich kommt „Heimatkundliches“ hinzu, die historischen Berichte werden sorgfältiger, Statistiken beliebt, Berichte von neuesten technischen Errungenschaften, Witze und Rätsel werden eingefügt. Außerdem setzt die „Literarisierung“ des Kalenders ein: zunehmend veröffentlichten auch bekannte Autorinnen und Autoren wie Rosegger oder Anzengruber ihre Werke in Kalendern; der „Rheinische Hausfreund“ wurde beispielsweise von Johann Peter Hebel herausgegeben. Die literarische Gattung „Kalendergeschichte“ entstand. Die Tendenz der Berichte ging im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr in Richtung Lokalthemen, ihre Bedeutung gegenüber anderen Kalenderformen sank stetig.<sup>25</sup> Im 18. Jahrhundert wurden neben Kalendermedaillen auch Portemonnaiekalender beliebt, die Produktion von Taschenkalendern begann, die im 19. Jahrhundert mehr und mehr verwendet wurden. 1897 wurde der Abreißkalender

erfunden. Auf der Rückseite der Blätter schon der ersten Exemplare waren Rezepte, Tips oder Sprichwörter aufgedruckt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden eigene Kalender speziell für Werbezwecke produziert. In Deutschland werden heute etwa 80 Millionen Kalender jährlich erzeugt, davon sind 80 Prozent Werbegeschenke.<sup>26</sup>

Heute sind neben den Werbekalendern und dekorativen Wandkalendern mit Bildern hoher Druckqualität, Kalender mit wenig Zusatzinformationen in Gebrauch, die viel Platz für eigene Eintragungen zur Terminkoordination bieten und helfen, die Zeit zu organisieren.<sup>27</sup>

## **Kokarden und Fabriken: der französische und der sowjetische Revolutionskalender**

Der gregorianische Kalender ist allgegenwärtig, aber nicht widerspruchsfrei akzeptiert. Vor allem aus Wirtschaft und Verwaltung werden immer wieder Klagen über die Defizite laut, die besonders an den Schaltjahren, an der unregelmäßigen Tagesanzahl der Monate, an der Nichtbeachtung des Dezimalsystems und an den Wochentagen, die unabhängig von Monaten oder Jahren fortlaufen, festgemacht werden. All diese Gegebenheiten erschweren Statistiken und Berechnungen. Auch im Rahmen der UNO wurden etliche Änderungsvorschläge diskutiert, bisher aber jeder Versuch einer Neuorganisation abgelehnt.<sup>28</sup> Werden die kulturellen Implikationen und der organisatorische Aufwand bedacht, scheint eine Kalenderreform in näherer Zukunft mehr als unwahrscheinlich.

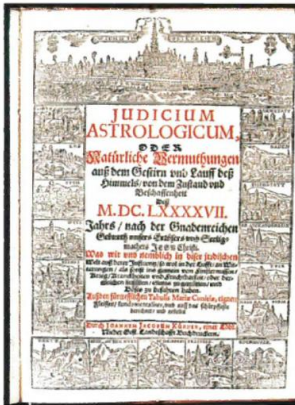
### **Kathrin Pallestrang Der hundertjährige Kalender des Mauritius Knauer**

*Ein Kalender wurde seit seinem ersten Erscheinen immer wieder aufgelegt, floß in andere Kalender ein und ist bis heute in vielen Haushalten zu finden: der Hundertjährige Kalender des Mauritius Knauer. 1664 gab Abt Dr. Mauritius Knauer aus Franken den „Beständigen Hauskalender“ heraus, der vor allem Bauern Hilfestellungen zur Wetterprognose bieten sollte. Der Arzt Christoph Hellwig edierte diesen Kalender im Jahre 1701, der Erfurter Buchhändler Weinmann gab ihm 1721 den Namen „Hundertjähriger Kalender“, was mit seinem Inhalt nur bedingt übereinstimmte, seinen Absatz aber förderte. Knauer war von Wetterbeobachtungen ausgegangen, die er über sieben Jahre hinweg angestellt hatte. Er verzeichnete das Wetter in Franken und brachte diese Aufzeichnungen, das „Partikularwetter“, wie er es nannte, mit seinen astronomischen Beobachtungen in Verbindung. Er ordnete jedem Jahr einen „Planetenherrscher“ zu, nämlich Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Diese Planetenherrscher wurden mit bestimmten Wettererscheinungen in Verbindung gebracht. Beispielsweise sind Jupiterjahre warme, nasse Jahre, Saturnjahre dagegen kalte und strenge; das Jahr 2000 ist übrigens ein Saturnjahr. Knauer verzeichnete auch Mondphasen, Tierkreiszeichen, Kometen und ähnliche Phänomene, die seiner Meinung nach das Wetter beeinflussen. Diese Konstellationen zusammen ergeben dann das tatsächliche Wetter, das auf diese Weise für jedes beliebige Jahr berechnet werden kann. Allerdings sind laut Knauer Störungen – etwa durch Hexen – nie auszuschließen. Knauer beginnt das Jahr mit dem Frühlingsäquinoktium, also im März.<sup>1</sup> Auch andere Kalender führten Zukunfts- und Wetterprognosen als feste Bestandteile, wenn dies auch vor allem in der Aufklärung immer wieder angeprangert und verboten wurde. Nach wie vor sind Wetterregeln und Lostage in verschiedenen Kalendern der Gegenwart zu finden.*

<sup>1</sup> Allgeier, Kurt: Der 100jährige Kalender. Nach Abt Mauritius Knauer. München 1997; Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Wiesbaden 1980, S. 145.

Im Jahre 1793 des gregorianischen Kalenders beschloß die französische Republik auf Betreiben Maximilien Robespierres, einen neuen Kalender und eine neue Zeitrechnung einzuführen<sup>29</sup>. Die Intention war, sich einerseits von einem vom katholischen Glauben geprägten Kalender zu verabschieden und die Idee der Republik zu festigen und andererseits die Unzulänglichkeiten des alten Kalenders zu beheben. Gezählt wurde fortan nach „Jahren der Republik“ („années de la République“), wobei das Jahr 1 der Republik der Zeit von September 1792 bis September 1793 des gregorianischen Kalenders entspricht. Die neue Zeitrechnung wurde also mit dem Monat angesetzt, in dem vom Nationalkonvent die Republik ausgerufen worden war.

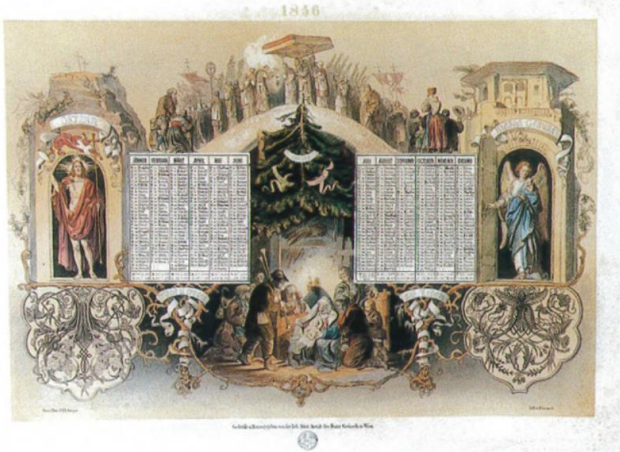
Ausgearbeitet wurde der neue Kalender von einer Kommission, der Charles Gilbert Romme vorstand und der ein Astronom, zwei Mathematiker und ein Schriftsteller angehörten. Sie teilten das Jahr in 12 Monte mit je 30 Tagen und diese wieder in je drei Dekaden mit je 10 Tagen. Jeder Tag erhielt 10 Stunden, jede Stunde 100 Minuten und jede Minute 100 Sekunden. Dekaden und Tage wurden durchnummeriert, die Monate erhielten die Namen Vendémiaire (Monat der Weinlese), Brumaire (Monat des Nebels), Frimaire (Monat des Frostes), Nivôse (Monat des Schnees), Pluviôse (Monat des Regens), Ventôse (Monat des Windes), Germinal (Monat der Saat), Floréal (Monat der Blüten), Prairial (Monat der Wiesen), Messidor (Monat der Ernte),



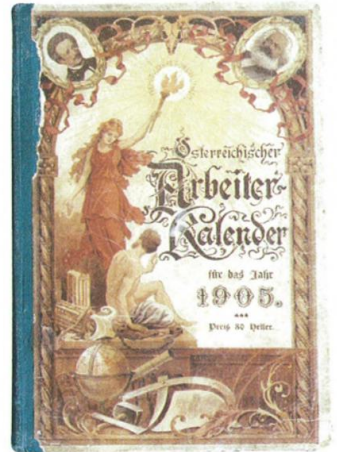
Aderlaßmännchen aus dem „Judicium Astrologicum“, Schreibkalender für das Jahr 1697, Privatbesitz



Hundertjähriger Kalender von 1715 Österreichisches Museum für Volkskunde



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



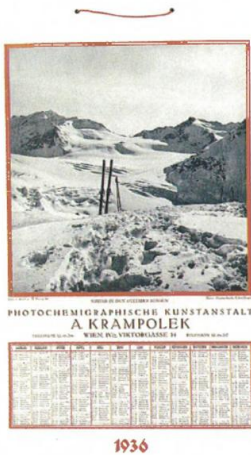
Privatleihgabe



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



Privatleihgabe



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



Privatleihgabe



Privatleihgabe

Thermidor (Monat der Hitze), und Fructidor (Monat der Früchte)<sup>30</sup>. Wie zu erkennen ist, hielt sich die Kommission in der Benennung an jahreszeitliche Gegebenheiten, und griff dabei auf den eingangs erwähnten ikonographischen Kanon ihrer Darstellung zurück.

Diese 12 Monate ergaben nun eine Anzahl von 360 Tagen pro Jahr. Die verbleibenden fünf beziehungsweise sechs Tage wurden als Feiertage en bloc angehängt. Sie galten den von Robespierre gepuschten republikanischen Eigenschaften: Les Vertus (Tugend), Le Génie (Genie), Le Travail (Arbeit), L'Opinion (Meinung) und Les Récompenses (Belohnung). Schalttage sollten dem Sport gewidmet werden.

Der neue Kalender ersetzte den alten vollständig und war bis ins gregorianische Jahr 1808 in Verwendung. In diesem Jahr führte Napoleon Bonaparte den alten Kalender wieder ein, um damit seine Dankbarkeit dem Papst gegenüber zu bezeugen, der Napoleons Oberherrschaft über Frankreich und das eroberte Europa anerkannt hatte.<sup>31</sup>

Aus ähnlichen Überlegungen wie sie die Einsetzung des Republikanischen Kalenders in Frankreich begleiteten, also um sich von einer Zeitrechnung, die mit dem Papsttum identifiziert wird, zu distanzieren, wurde in der Sowjetunion im Jahre 1929 ein Kalenderexperiment begonnen, das den erst 1918 eingeführten gregorianischen Kalender – bis dahin hatte noch der julianische gegolten – ersetzen sollte. Dazu kam eine andere Motivation, die sich aus den Leitmotiven des Sozialismus ergibt:

Die Überlegung war, eine Zeiteinteilung zu finden, die der Arbeit in den Fabriken dienlich war. Ziel war es, die Arbeit kontinuierlich fortlaufen lassen zu können und Tage des Stillstandes – wie Sonntage oder Feiertage – zu vermeiden. Also wurde das Jahr in Fünf-Tage-Wochen eingeteilt. Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin sollte nun vier Tage arbeiten und einen Tag frei nehmen. Welcher der fünf Tage der freie war, wurde nicht einheitlich festgelegt, sondern individuell per Los bestimmt. Der Effekt war, daß an allen Tagen vier Fünftel der Beschäftigten an ihren Arbeitsplätzen anwesend waren. Es ergaben sich aber auch zahlreiche Probleme: so kam es häu-

fig vor, daß Personen, die zusammenarbeiten mußten, an verschiedenen Tagen frei hatten und sich nie gemeinsam am Arbeitsplatz befanden, ihre Arbeit also überhaupt nicht mehr verrichten konnten. Und Familien konnten ihren freien Tag nicht gemeinsam verbringen, weil die Mitglieder an verschiedenen Tagen arbeiteten.<sup>32</sup>

Anders als in Frankreich wurde in der Sowjetunion der gregorianische Kalender nicht aus machtpolitischen Überlegungen wieder eingeführt, sondern weil sich die neue Zeitrechnung als unbrauchbar erwiesen hatte. Sukzessive wurde der sogenannte Sowjetkalender zurückgenommen, bis er 1940 vollkommen ad acta gelegt war.

### **Schofar, Türgötter und Mohammed: die jüdische, chinesische und muslimische Zeitrechnung und das Feiern des neuen Jahres**

Die meisten Staaten der Erde bedienen sich heute des gregorianischen Kalenders. Flugpläne und Wirtschaftstreffen werden anhand seiner Struktur organisiert. Daneben existieren aber nach wie vor unzählige andere Zeitrechnungen, die nichts an ihrer Bedeutung für die großen oder kleinen sozialen Gruppen, die sie erfunden haben und verwenden, verloren haben. Die chinesische, jüdische und muslimische Zeitrechnung sind drei davon, die von sehr vielen Menschen – oft allein in religiösen Zusammenhängen – als die ihrigen empfunden werden und in Benützung sind.

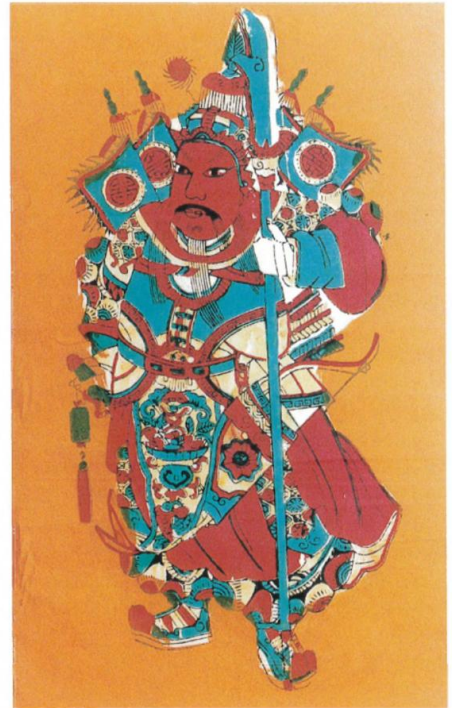
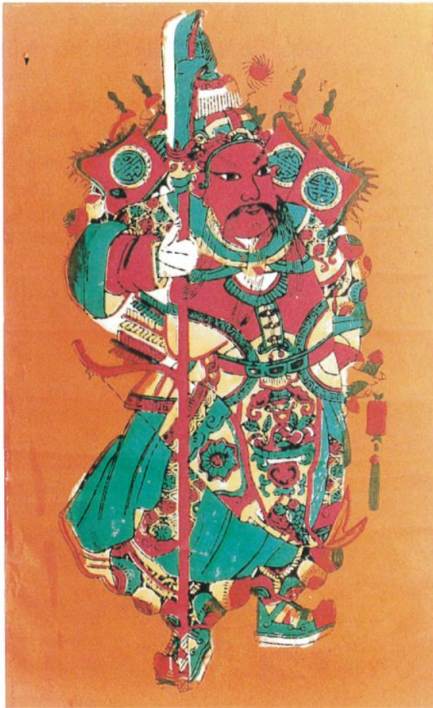
### **Chinesischer Lunisolarkalender und das Frühlingsfest**

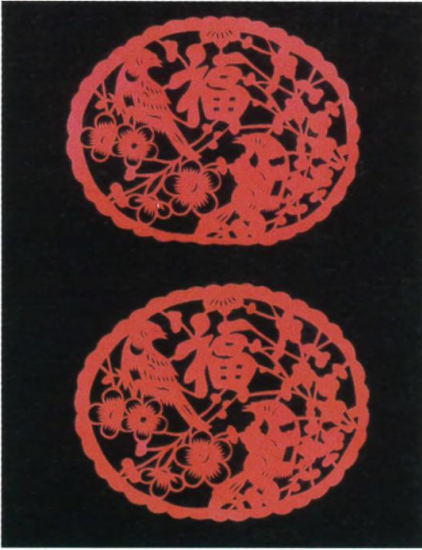
Im sechsten Jahrhundert vor der Geburt Christi wurde in China ein neuer Kalender basierend auf Beobachtungen und Berechnungen von Astronomen eingeführt. Es war ein Mondkalender, genauer ein Lunisolarkalender, der sich an den zwölf Tierkreiszeichen (Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund, Schwein, Ratte und Ochse) orientierte und dem ein 19-Jahreszyklus zugrunde lag. Innerhalb von neunzehn Jahren erhielten die Jahre vier verschiedene Längen: 354, 355, 383 oder 384 Tage. Ein Jahr wurde in Abschnitte von 14 bis 15 Tage geteilt, also Abschnitte vom Neulicht (die dünne Mondsichel nach dem Neumond, auch Neu-

mond genannt) bis zum Vollmond und umgekehrt. Das Jahr begann mit dem Neumond nach dem Eintreten der Sonne in das Sternbild, das bei uns Wassermann genannt wird, also zwischen 21. Jänner und 19. Februar nach gregorianischem Kalender. Die Zahl 19 ergibt sich aus dem Übereinstimmen des Mondjahres mit dem Sonnenjahr und wurde unabhängig davon, wie erwähnt, in Griechenland von Meton berechnet. Zu diesem 19-Jahreszyklus kam in China noch ein 60-Jahreszyklus, der den einzelnen Jahren nach einem ausgeklügelten System ein Geschlecht, ein Element und ein Tierkreiszeichen zuordnet. Die Einführung dieses 60-Jahrzyklus, der heute noch große symbolische Bedeutung hat, wurde im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt in die Zeit von Kaiser Huang-ti datiert, genauer ins Jahr 2697 vor Christi Geburt. Von diesem Jahr weg werden die 60-Jahreszyklen gezählt.<sup>33</sup>

In China wurde im Jahr 1912 nach Christi Geburt der gregorianische Kalender eingeführt, jedoch wird das Neujahr des chinesischen Kalenders, das in den Jänner oder Februar fällt, nach wie vor gefeiert. Es trägt nunmehr den Namen „Frühlingsfest“ und dauert drei Tage, nicht wie früher mehrere Wochen. Selbstverständlich haben sich in der Festgestaltung im Laufe der Zeit etliche Änderungen ergeben. Nach wie vor jedoch sind Masken- und Laternenumzüge, Feuerwerke, Drachen- und Löwentänze in den Straßen wichtige Elemente des Festes. An Verkaufsständen können Scherenschnitte mit Glückssymbolen, Glücksgeld und auf Papier geschriebene Wünsche erworben werden, die auch weiterverschenkt werden. Neujahrsbilder werden ebenfalls an Ständen verkauft, wobei Bilder der Türgötter, die immer paarweise an die Haustür gehängt werden, die beliebtesten Motive sind. Andere Neujahrsbilder werden im Haus aufgehängt und wie die der Tür-

**Türgötter, Neujahrsbilder, China 20. Jhd.**  
Museum für Völkerkunde Wien





Scherschnitte und Lampion, China 20. Jhd.  
Museum für Völkerkunde Wien

götter am Ende des Jahres abgenommen, um sie durch neue zu ersetzen.

Der Verkauf beginnt am 23. des letzten Monats des Jahres, also an dem Tag, an dem der Legende nach der Küchengott Zaowang oder Zaojun in den Himmel fährt, um Bericht zu erstatten. Damit er nur Süßes über die Mitglieder eines Hauses berichten kann, werden ihm süße und klebrige Opfertgaben dargebracht, bevor sein Bild als Symbol für seine Reise verbrannt wird. Idealtypisch läuft das Fest nun folgendermaßen ab: Das Haus wird geputzt und renoviert, Speisen für das kommende Fest vor-

bereitet, neue Türbilder angebracht und das Tor mit roten Streifen versiegelt, um das Glück im Haus zu halten. Es darf nun bis zum neuen Jahr nicht mehr gekehrt, nichts geschnitten und keine doppeldeutigen oder schlechten Wörter verwendet werden. Am letzten Abend des alten Jahres wird der Toten gedacht und ein Festmahl zu ihren Ehren abgehalten. Der erste Tag des neuen Jahres bringt die Wiederkehr des Küchengottes, und ein neues Bild von ihm wird aufgehängt. Geschenke und Glückwünsche werden ausgetauscht, gegenseitige Besuche finden statt.<sup>34</sup>

Auch beim chinesischen Neujahr wird deutlich, daß das Ende einer Periode und der Beginn einer neuen, eine besondere ist, „eine Zeit außerhalb der Zeit“ („a time out of time“)<sup>35</sup>, die etwas zu Ende bringt und etwas anderes eröffnet. Diesem Zustand steuern feste Handlungsabläufe gegen, die den Sinn haben, den Übergang zu erleichtern.

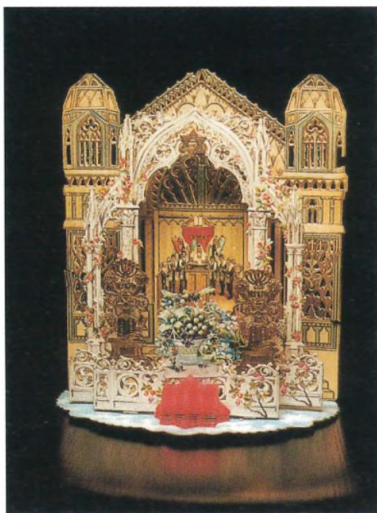
#### **Jüdische Zeitrechnung und Rosch Haschanah**

Das jüdische Neujahr, Rosch Haschanah, betont die Schnittstelle zwischen Vergangenen und neuen Möglichkeiten ganz besonders. Es ist der Beginn einer zehn Tage dauernden transitorischen Zeitspanne, die mit dem höchsten der jüdischen Feste, mit Jom Kippur, endet.

Die jüdische Zeitrechnung läßt das Jahr mit dem Neumond nach dem Herbstäquinoktium beginnen, also im August oder September gregorianischer Zeitrechnung. Es besteht aus zwölf Mondmonaten, die durch einen Schaltmonat an das Sonnenjahr angeglichen werden. Ihre Namen lauten: Tischri, Mouchesch van, Kisbo, Tebet, Schebat, Adar, Nisan, Ijar, Sivan, Tamus, Av und Elul. Die Ermittlung des Schaltjahres erfolgt, indem die Jahreszahl durch 19 dividiert wird; ergibt sich ein Rest von drei, sechs, acht, elf, vierzehn, siebzehn oder null, liegt ein Schaltjahr vor. Der eingeschobene Monat trägt den Namen Veadon. Ein Tag beginnt mit Sonnenuntergang, heute mit 18.00 Uhr festgesetzt, und umfaßt 24 Stunden, eine Woche beginnt also am Samstag um 18.00 Uhr. Mit Sonnenuntergang beginnen somit auch alle Feste. Bleibt noch die Frage nach dem Beginn der Zeitrechnung: seit Ende des 15.



Glückwunschkarte um 1900  
Jüdisches Museum Wien, Archiv



Oblate für Rosch Haschanah um 1900  
Jüdisches Museum Wien, Archiv

Jahrhunderts wird ab Erschaffung der Welt gezählt, die mit 3760 Jahren und drei Monaten vor Christi Geburt errechnet wurde. Diese Weltära löste die seleukidische ab, die bis dahin verwendet worden war.<sup>36</sup>

Das Blasen des Schofar, eines ausgehöhlten Widderhorns, am letzten Elul zeigt den Anbruch von Rosch Haschanah<sup>37</sup> an. Es bedeutet einen Ruf zur Umkehr und kündigt vom Sieg des Guten. Drei Bücher werden im Himmel geöffnet: eines für die Gerechten, eines für die Verderbten und eines für die, die weder völlig gut noch vollkommen böse sind. Nun bleiben zehn Tage Zeit, Buße zu tun, bis an Jom Kippur die Eintragungen vollendet und die Bücher wieder geschlossen werden. Die Gläubigen haben also zehn Tage, „to right old wrongs, to make amends for any transgression they have made against God and against other people. (...) individuals are allowed to release themselves of any vow taken during the year that they might later regret,

provided no one else is affected.“<sup>38</sup> („um Fehler wieder gut zu machen, um Schädigungen auszugleichen, die Gott oder anderen Menschen zugefügt wurden. (...) Einzelpersonen dürfen sich selbst von jedem Versprechen entbinden, das sie während des Jahres gegeben haben und später bereuen mögen, außer andere sind davon betroffen.“). Ein damit verbundener Brauch ist das Taschlich, das Werfen von Brotkrumen in einen Fluß oder Bach, als Symbol für das Forttragen der Sünden.

Rosch Haschanah ist ein Tag des stillen Gebets und des Gottesdienstes, nach dem man sich ein gutes Jahr und eine „gute Inschrift“ wünscht. Abends werden Kerzen angezündet und der Kiddusch (der Segen) über Wein und Licht gesprochen. Beliebtes Motiv auf dem Hefebrot sind Vögel und Leitern, die Gebete und Wünsche zum Himmel tragen sollen. Zum Abschluß des Essens ist eine süße Speise Symbol für ein gutes neues Jahr. So werden etwa in eine große Schüssel mit Honig Apfelstücke eingetaucht, die das Familienoberhaupt zuvor gesegnet hat. Am zweiten Neujahrstag gilt es, keine sauren oder bitteren Speisen zu sich zu nehmen. In manchen Gegenden ist es üblich, vom Kopf eines Schafes oder Fisches zu essen, was bedeutet, daß man am Anfang steht. Der Fisch wurde zu einem der Symbole für Rosch Haschanah und vermutlich ins christliche beziehungsweise bürgerliche Silvester am 31. Dezember entlehnt.

Der letzte der zehn Bußtage ist Jom Kippur, der höchste Feiertag. Es ist ein Fasttag, dessen Würdigung am Vortag mit Gebeten und Friedhofsbesuchen beginnt. Das traditionelle Essen ist Geflügel, die Gedecke und der Tischschmuck sind weiß. Das Essen hat leicht und salzarm zu sein. Eine große Kerze wird entzündet, die bis zum Abend des nächsten Tages, also Jom Kippur, brennen soll. Das Essen endet mit Brot und Wasser und leitet das Fasten ein. Der bedeutendste Gottesdienst des Jahres beginnt mit Sonnenuntergang, also mit Tagesabbruch.<sup>39</sup> „At the end of Yom Kippur services in the temple, after the final, intricate sounding of the ram's horn, known as the shofar, the highest holy day is completed and the gates of heaven closed.“<sup>40</sup> („Gegen Ende des Jom Kippur Gottesdienstes im

Tempel, nach dem letzten, eindringlichen Tönen des Widderhorns, das als Schofar bekannt ist, endet der höchste heilige Tag und die Tore des Himmels werden geschlossen“).

### **Der Kalender des Islam – die Hidjra-Ära**

Die Zeitrechnung des Islam geht auf die Jahreseinteilung zurück, die in Arabien in der Zeit vor Mohammed gebräuchlich war. Das Jahr besteht aus 12 Mondmonaten mit abwechselnd 29 und 30 Tagen. Vor Mohammed wurde ein Schaltmonat eingefügt, um das Jahr an den Lauf der Sonne anzupassen. Der Prophet schrieb im Koran (9. Sure, Vers 35) eine andere Schaltjahrregelung fest: Elf Schalttage werden in bestimmten Abständen in einem 30-Jahres Zyklus eingefügt. Das Ergebnis ist eine reine Mondrechnung, weshalb sich der Jahresanfang gegenüber dem Sonnenjahr um zehn bis elf Tage jährlich verschiebt. Das Jahr fängt gegenüber dem Sonnenjahr immer später an, bis es nach 33 Jahren wieder übereinstimmt und dann wieder rückzulaufen beginnt. Ein Tag fängt mit Sonnenuntergang an, eine Woche umfaßt sieben Tage. Die Zeitrechnung beginnt mit der Flucht des Propheten Mohammed von Mekka nach Medina (damals noch Yathrib), also mit der Hidjra. Nach gregorianischer Rechnung war das am Freitag, dem 16. Juli 622 n. Ch., wobei der Tag aber, wie gesagt, am Donnerstagabend begonnen hat. Nach islamischer Rechnung heißt dieser Tag 12. Rab' al-awwal des 1. Jahres der Hidjra.<sup>41</sup>

Ein islamisches Datum in ein gregorianisches umzurechnen ist also äußerst kompliziert. Eine der Möglichkeiten ist folgende: das islamische Datum



Werbekalender der Saudi Arabien Airlines, 1420/1999

wird mit 970203 multipliziert. Dann werden 6 Dezimalstellen gesetzt und der Rest mit 622,54 addiert. Die Summe zeigt dann das christliche Jahr an, die Dezimalstelle den Tag, allerdings des julianischen Kalenders.<sup>42</sup> Geht es um die Jahreszahl allein, besteht folgende Möglichkeit: das islamische Jahr mit 3 multiplizieren und durch 100 dividieren, das Ergebnis wieder mit dem Jahr multiplizieren und mit 621 addieren, das Ergebnis sollte das christliche Jahr sein.<sup>43</sup>

Einen reinen Mondkalender zu besitzen, bedeutet auch, den Umlauf der Erde um die Sonne und die jahreszeitlichen Rhythmen nicht einzubeziehen. Es ergibt sich eine kontinuierlich fortlaufende Zeit. Dies könnte ein Grund dafür sein, daß das islamische Neujahr, das ra's al-'âm, nicht gefeiert wird. Dies gilt für beinahe alle islamischen Gruppen und Staaten, wobei mitunter andere Neujahrsfeste begangen werden – wie das Nou-rûz am 21. März gregorianischen Kalenders im Iran, das aus sassanidischer, also vormohammedanischer Zeit stammt<sup>44</sup>, oder der 31. Dezember in der Türkei, der von Europa und Amerika übernommen wurde. Dafür fällt an den Anfang des ersten Monats im Kalender, des Muharram, das Fest Âshûrâ, der höchste schiitische Feiertag. Mit Prozessionen und Passionsspielen wird des Prophetenenkels Husayn gedacht, der 680 bei Kerbala fiel. Auch für die Sunniten ist der 10. Muharram ein Tag der Besinnung und des Fastens, den Mohammed selbst festsetzte. Der letzte Monat im Jahr, der Dû'l-hiġġa, wird als der geeignete Monat für die Pilgerfahrt nach Mekka empfunden, ist daher auch herausragend.<sup>45</sup> Aber ein Fest zum Jahreswechsel gibt es nicht, was auch bedeutet, daß alle kulturellen Phänomene, die einen Jahreswechsel begleiten, wie die Schwellensituation oder der Übertritt in eine neue Periode, im Islam nicht gegeben sind.

## Exkurs II: Stunden und Uhren

Die Bestimmung und Zählung der Jahre und ihre Einteilung basiert, wie an anderer Stelle ausgeführt, auf dem Lauf der Gestirne, vor allem der Sonne und des Mondes. Das Festhalten der Jahreszählung erfolgt mittels Kalendern oder Almanach-

en. Parallel dazu wurden jene Zeitmeßgeräte entwickelt, die die Zeit unabhängig von den Gestirnen zählen: die Uhren.

Zunächst muß die Frage gestellt werden, was Uhren denn eigentlich messen. Jede Uhr – mit Ausnahme der Sonnenuhren – basiert auf dem Fortlaufen eines Vorgangs, das eventuell in Perioden oder Rhythmen eingeteilt wird und das unabhängig vom Sonnen- oder Mondlauf ist. Konkret: eine Wasseruhr mißt das Fließen des Wassers, eine Sanduhr das des Sandes, eine Sternuhr das scheinbare Fortlaufen der Fixsterne, eine Räderuhr das Absinken der Gewichte, eine Atomuhr die Zustandsänderungen von Caesium. Es sind dies vom Lauf der Sonne und des Mondes unabhängige Größen, die jedoch mit diesen dadurch verknüpft sind, daß ein Tag (so wird eine Umdrehung der Erde um die eigene Achse nun einmal genannt) in kleinere Abschnitte, nämlich Stunden eingeteilt wird. Die Stunden werden wiederum von den Uhren angezeigt, weil sie zu diesem Zweck konstruiert wurden (theoretisch könnten sie auch ganz andere Zeitabschnitte anzeigen). Hieraus ergibt sich eine weitere Frage, nämlich die nach der Zeit an sich. Wenn Uhren Abschnitte messen, die wir ihnen vorgeben, was ist dann die Zeit? Ist Zeit wirklich am Lauf der Sonne und des Mondes orientiert? Damit wären wir bei einer Diskussion, die sich von der Antike bis heute durch Philosophie und Naturwissenschaften zieht<sup>46</sup> und die hier nicht weiter verfolgt werden soll. Grundlegend ist, daß die Jahre nach der Sonne oder nach dem Mond gezählt werden, die Jahre in Tage eingeteilt werden – was beides in Kalendern oder Almanachen Ausdruck findet –, diese in Stunden, die wir wiederum von Uhren anzeigen lassen und von diesen ablesen<sup>47</sup>. Ob Zeit nun „tatsächlich“ existiert oder nicht, ist nicht die Kernfrage einer Kulturwissenschaft. Wichtig ist die Tatsache, daß Zeitmeßgeräte erfun-

Sternuhr, Wien Ende 19. Jhd.  
Technisches Museum Wien



den wurden, die der Synchronisation, Planung und Einordnung von Ereignissen dienen und Einfluß auf das Alltagsleben nehmen. Die Idee „Zeit“ existiert jedenfalls.

Kulturelle Implikationen werden schon allein bei der Betrachtung der Stundenlänge erkennbar. Im antiken Griechenland wurde ein Tag, wie Herodot<sup>48</sup> berichtet, ursprünglich in vier Viertel eingeteilt. Ab dem 5. Jahrhundert war die babylonische Tageseinteilung in zwölf Stunden in Griechenland bekannt und im 4. Jahrhundert allgemein gebräuchlich. Die Römer teilten den Tag in zwei Hälften, übernahmen aber um 160 vor Christi Geburt die Einteilung der Griechen. Die Nächte wurden in Rom in vier Vigilien, also Nachtwachen, gegliedert, was Rückschlüsse darauf zuläßt, daß militärische Strukturen von allgemeiner Bedeutung waren. Der Tag begann aus praktischen Überlegungen um Mitternacht, weil der wache Tag auf diese Weise eine Einheit bildet, deren Länge auch nicht vom unterschiedlichen Sonnenlauf beeinflußt wird.<sup>49</sup>

Der Zeitablauf in mittelalterlichen Klöstern unterschied sich von dieser Zeiteinteilung und geht auf Benedikt von Nursia zurück, der in seinen Klosterregeln vorschrieb, Gott sieben Mal am Tag zu loben. So ergaben sich die Gebetszeiten oder kanonischen Stunden, die durch Glockenläuten weithin angezeigt wurden: die Matutin, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet. In den Städten schließlich wuchs das Bedürfnis nach einer genaueren Zeiteinteilung, um geschäftliche Treffen besser koordinieren zu können und das Zusammenleben einer größeren Menge von Menschen zu erleichtern. Die Ziffernblätter der Uhren waren anfänglich in 24 Stunden unterteilt, die sich allgemein durchsetzende Methode der Teilung in zwölf Stunden nahm von England seinen Ausgang, während in Italien bis Ende des 18. Jahrhunderts die Einteilung in sechs Stunden üblich war. Ab Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Viertelstunde allgemein gebräuchlich, was damit einherging, daß sie durch Verbesserung der Uhrmachertechnik nun angezeigt werden konnte.<sup>50</sup>

Bis ins 18. Jahrhundert war es üblich, die Uhren nach dem Stand der Sonne auszurichten. Einerseits wurde die Zeit zwischen Sonnenaufgang und

-untergang und umgekehrt in zwölf gleich lange Teile gegliedert, was bedeutete, daß die Stunden im Sommer und Winter von unterschiedlicher Länge waren. Zum anderen war zwölf Uhr mittags dann, wenn die Sonne im Zenit stand. Daraus folgte, daß sich die Uhrzeiten verschiedener Orte sehr unterschieden, weil die Sonne von der Erde aus gesehen von Osten nach Westen wandert, also nicht überall zugleich im Zenit ist.

Mechanische Uhren, das sind Uhren, die unabhängig vom Sonnenlauf fortlaufen – wie Räderuhren –, also eine „mechanisch“ genannte Zeit zeigen, wurden händisch von Zeit zu Zeit nach dem Stand der Sonne gestellt, um mit ihm in Übereinstimmung zu bleiben. Neben diesen Uhren gab und gibt es Zeitmeßgeräte wie die Sonnenuhren, mit denen die „natürliche“ Zeit, die Sonnenzeit, direkt gemessen wird.

Anhand des Schattens am Boden den Sonnenstand zu bestimmen, ist uns erstmals gesichert aus dem alten Ägypten bekannt, wurde aber vermutlich auch in anderen Ländern schon früh praktiziert, und blieb in Gebrauch bis mechanische Uhren so weit verbreitet waren, daß die Schattenmessung – die bei Bewölkung nicht funktioniert – nicht mehr notwendig war. Eine einfache Methode ist, den eigenen Körperschatten zu bestimmen. In Griechenland wurden als erste öffentliche Uhren sogenannte Gnomone aufgestellt, steinerne Säulen mit einer Skala am Boden, anhand derer der Sonnenstand gemessen wurde.<sup>51</sup> Plinius der Ältere berichtet 60 vor Christus von der Erfindung der Sonnenuhr, die er dem Anaximenes zuschreibt, welcher im 6. Jahrhundert in Sparta lebte. Andere Quellen sprechen von Anaximander aus Milet, der jedenfalls mit Hilfe der aus dem einfachen Gnomon entwickelten Sonnenuhr die Sonnwenden und -gleichen ermittelte und das Sonnenjahr an sich berechnete. Im Alltagsleben wurden Sonnenuhren (fixiert oder tragbar) ab dem 4. Jahrhundert v. Ch. allgemein gebräuchlich. Taschensonnenuhren wurden auf Reisen mitgeführt und durch Einlegescheiben an verschiedenen Orten einsetzbar.<sup>52</sup>

Für Zeitlängen, die unabhängig vom Sonnenstand gemessen werden sollten, also die „mechanische“ Zeit, wurden in der Antike Wasseruhren<sup>53</sup> benützt,

die von unterschiedlicher Ausführung waren. Es gab einfache Gefäße mit einem Loch und einer Skala oder komplizierte mit Zahnrädern und Zeigern verbundene, mit denen auf die Sekunde genau gemessen werden konnte. Eine spezielle Wasseruhr, die Klepsydra, war in Griechenland in vielseitiger Verwendung, sie wurde etwa ab 425 v. Ch. eingesetzt, um die Redezeiten bei Gericht zu bemessen. Ihr Aussehen gleicht der eines Weinhebers, der in Wasser getaucht wird und das Wasser durch feine Löcher wieder ausströmen läßt und so die Zeit bemißt. Die Klepsydra kann als erste Uhr bezeichnet werden, die Stunden gleichmäßig und damit unabhängig vom Sonnenstand anzeigt. Damit wurde Zeit erstmals unabhängig von den Vorgängen am Himmel begreifbar und darüber hinaus in Zahlen faßbar, also berechenbar.

Ein anderes Meßgerät, das die Zeit direkt vom Himmel nimmt, ist das Astrolabium. Es wurde von Theon von Alexandria erstmals beschrieben (350 n. Ch.) und ist ein Winkelmeßgerät, mit dem die Sonne oder ein Stern angepeilt wird und an einer Skala dann die Zeit abzulesen ist. Genaue Angaben über die Funktionsweise des Astrolabiums finden sich in der „Constructio mathematica“ des Claudius Ptolemäus (um 100 bis 160 n. Ch.). Diese Geräte wurden später von arabischen Wissenschaftlern wesentlich verbessert und im 13. Jahrhundert wieder in Europa verbreitet. Besonders für Seefahrer waren sie von großer Wichtigkeit. Im 18. Jahrhundert verloren die Astrolabien ihre Bedeutung, Sternuhren verschiedenster Art, allesamt Winkelmeßgeräte, werden jedoch bis heute entwickelt und vor allem in der Astronomie verwendet.<sup>54</sup>

Neben Sonnenuhren wurden im Mittelalter auch Kerzen eingesetzt und anhand ihrer Abbrennlänge die Zeit gemessen. Mitunter wurden Nägel ins Wachs gesteckt, die bei ihrem Herunterfallen die vergangene Zeit laut anzeigten.<sup>55</sup> Sanduhren<sup>56</sup> wurden in der zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts entwickelt, einer Zeit, in der die Glasbläserkunst so weit entwickelt war, daß ihre Herstellung technisch möglich wurde. Durch Variieren der Uhrgröße und der Menge des Sandes wurden Uhren für die Messung einer Viertel-, einer Halb-, einer Dreiviertel-

oder einer Stunde erzeugt. Verschiedene Rezepte zur Herstellung und Mischung des Sandes sind überliefert, wobei zu bedenken ist, daß ältere Uhren durch das Abschleifen der Sandkörner schneller ablaufen. Sanduhren wurden vielseitig eingesetzt, auch sie waren unerläßlich für die Schifffahrt, etwa für die Knotenbestimmung. Sie wurden im Alltag eingesetzt, etwa für die Zeitbestimmung von Bädern oder Umschlägen, von Turnieren oder von Tätigkeiten im Haushalt. Vor allem im 16. und 17. Jahrhundert wurde die Darstellung einer Sanduhr zu einem beliebten Vanitas-Motiv. Das hängt zum einen mit ihrer Funktionsweise zusammen – das Vergehen der Zeit ist anhand des Verrinnens des Sandes direkt beobachtbar – und zum anderen mit dem langsam einsetzenden Bewußtsein, daß Zeit vergeht, nicht zyklisch ist und daher auch nicht wiederbringbar.

Die Räderuhr gehört zu jenen Erfindungen, welche die Moderne wesentlich mitbestimmt haben. Bemerkenswert ist der Umstand, daß weder ihr Erfinder noch der Zeitpunkt ihrer Erfindung bekannt sind. Vermutlich fand ihre Entwicklung um 1300 statt, also zu einer Zeit, in der die Städte expandierten und die Metallverarbeitung große Kunstfertigkeit erreichte, in der beispielsweise auch die Kanone entwickelt wurde.<sup>57</sup> Rudolf Wendorff sieht ihre Erfindung in Zusammenhang mit einem seit dem Hochmittelalter veränderten Zeitbewußtsein, das die Endzeiterwartung überwunden hat und das Augenmerk auf das unmittelbare, nahe Geschehen lenkt und dieses zu fassen sucht. Umgekehrt bewirkte die Zergliederung der Zeit in meßbare gleichförmige Bestandteile, daß die Zeit einteilbar und nutzbar wird, während sie bis zu diesem Zeitpunkt Sinnbild der „mâze“ oder „temperantia“, der Mäßigkeit, war und als von Gott eingerichteter ruhiger gleichmäßiger Fluß gedacht wurde.<sup>58</sup> Die weitere Entwicklung des Zeitbewußtseins in Europa baut auf diesen Voraussetzungen auf: Zeit wird in der Folge immer mehr als planbar empfunden, wodurch eine Zukunftsgerichtetheit entsteht, und als nutzbar, was den Zwang zum Nutzen impliziert.

Die ältesten Formen der Räderuhren bestanden aus einem Antrieb – den Gewichten –, einer Überset-



**Tischuhr um 1690**  
Historisches Museum Wien,  
Uhrenmuseum

zung – dem Räderwerk – und einer Vorrichtung, die das Durchgehen der Räder verhindert – der Spindelhemmung mit Waagbalken, Foliot genannt. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts wurden öffentliche Gebäude wie Stadttürme, Burgen oder Universitäten mit Uhren ausgestattet. Diese Uhren gingen zwischen einer Stunde und 20 Minuten pro Tag nach und wurden händisch korrigiert. Das Zeitbewußtsein wurde nachhaltig vor allem durch den Umstand verändert, daß Schlagwerke – beispielsweise große Glocken – mit den Uhren verknüpft wurden, welche die Zeit laut verkündeten.<sup>59</sup>

Um 1500 erfolgte eine weitere Erfindung, die das Alltagsleben in Europa bis heute beeinflußt. Auch sie kann niemandem zugeschrieben werden. Es handelt sich um die Erfindung des Federantriebs, die es ermöglichte, kleinere, tragbare Uhren herzustellen. Die Gewichte wurden durch eine Metallspirale ersetzt. Die Erfindung tragbarer Uhren geht mit der Entstehung eines Privatmarktes für Uhren einher, die immer mehr an Bedeutung gewannen. Die ersten Uhrmacherzentren entstanden in Genf, England, Frank-

reich, in verschiedenen deutschen Städten und in Holland. Uhren waren zu einem Statussymbol geworden, das sich auf etlichen Portraits der Zeit wiederfindet. Dabei waren Tischuhren – die auf den Tisch gestellt wurden – und Halsuhren zu Repräsentationszwecken sehr beliebt, während Wanduhren mit Gewichten als Gebrauchsuhren nach wie vor in Verwendung waren. Die Repräsentationsuhren wurden reich geschmückt, was oft auf Kosten der Ganggenauigkeit ging. Diese war aber ohnehin von geringer Bedeutung, dafür gab es Wanduhren und öffentliche Uhren. Mitunter wird Peter Henlein, Uhrmacher in Nürnberg, als Erfinder genannt, weil er viele kunstfertige Uhren mit Federantrieb erzeugte. Wie viele zeitgenössische Taschenuhren waren etliche von Henleins Uhren eiförmig, weshalb des öfteren in diesem Zusammenhang vom „Nürnberger Ei“ die Rede ist.<sup>60</sup>

1657 erfand Christiaan Huygens die Pendeluhr und verbesserte damit die Ganggenauigkeit von Uhren schlagartig. Pro Tag betrug die Abweichung nur mehr 20 Sekunden. Ab nun gab es zahlreiche und planmäßige, durch Forschungen herbeigeführte, Verbesserungen und Weiterentwicklungen, so etwa das Edelsteinzapfenlager, das Quecksilberpendel oder die Ankerhemmung.<sup>61</sup> Um 1700 wurde die Verwendung von Normteilen in die Uhrenherstellung eingeführt, wodurch Uhren ungleich billiger und leistbarer wurden, so wurde etwa im Schwarzwald die Produktion von sechs Tagen auf einen gesenkt. Die Formenvielfalt nahm zur gleichen Zeit zu, bei Uhren und Kalendern setzte gleichermaßen ein

Hang zur Miniaturisierung ein. Uhren wurden auf Ringen, Broschen, Gehstöcken, Fernrohren oder Fächern angebracht. Im 19. Jahrhundert setzte die fabrikmäßige Erzeugung ein.<sup>62</sup> Der Absatz stieg stetig, der Preis sank immer mehr und der tägliche Gebrauch von Uhren wurde immer selbstverständlicher. Die Präsenz der Uhren und der Uhrzeit war allumfassend geworden. Daneben wurden Uhren weiterhin als Ziergegenstände geschätzt, daher nach wie vor in teuren Versionen angeboten.



**Bodenstanduhr gefertigt von Ann Pigott,**  
Großbritannien 18. Jhd.  
Historisches Museum der Stadt Wien,  
Uhrenmuseum



**Wanduhr um 1960**  
Österreichisches Museum für Volkskunde



**Mechanische Digitaluhr um 1930**  
Historisches Museum der Stadt Wien,  
Uhrenmuseum

**Figurenuhr, 19. Jhd.**  
Historisches Museum der Stadt Wien, Uhrenmuseum

Die Verwendung von Taschenuhren, die am Körper ständig getragen werden, sind für Wendorff deutlicher Ausdruck der Zeitdisziplinierung des einzelnen, die im 19. Jahrhundert endgültig zur Norm wird. Pünktlichkeit wird zur Tugend, was die stete persönliche Anpassung an die Meßpräzisierung der Zeit erfordert. Nachfolger der Taschenuhren waren die Armbanduhren, die im ersten Weltkrieg an die Soldaten ausgegeben wurden, weil sie praktischer schienen als Taschenuhren. Sie wurden in der Folge zum dominierenden Uhrentyp und immer billiger und vielseitiger. Sie erhielten zusätzliche Funktionen wie Kalender, Weckruf, Stoppzeiger. Sie wurden stoßsicher und wasserfest. 1929 kam die erste gebrauchsfähige Automatikuhr auf den Markt. Elektrizität und Elektronik eröffneten neue Möglichkei-

ten, wobei interessant ist, daß die Quarz- und Digitaluhren die batteriebetriebenen oder automatischen Räderuhren bis heute nicht verdrängten, offenbar entspricht – wie Rudolf Wendorff vermutet – ein Ziffernblatt mit einem umlaufenden Zeiger der eingeübten Zeitwahrnehmung mehr. Die neuen Möglichkeiten zur Zeitmessung bringen neue Produktionsvorgänge und eine neue Arbeitssituation. Uhren werden eingesetzt zur Lohnbemessung, zur Überprüfung der Leistung, für Anwesenheitskontrollen, zur Synchronisation bestimmter Arbeitsvorgänge. Außerdem wird die Zeitmessung wichtig in der Navigation, für Radare und das Radio, in der Astronomie, Medizin und nicht zu vergessen im Sport, der durch die immer genauere Messung strukturell verändert wurde.<sup>63</sup>



**Uhrständer, Salzburg um 1780**  
Österreichisches Museum für Volkskunde



**Uhrständer, Gröden um 1800**  
Österreichisches Museum für Volkskunde

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die verschiedenen Regionalzeiten abgeschafft und Zeitzonen eingeführt. Dies war durch die Ausbreitung eines schnellen Transportsystems, der Eisenbahn, notwendig geworden. Um Unfälle durch schlecht berechnete Abfahrtszeiten zu vermeiden, wurde es notwendig, die einzelnen Regionalzeiten miteinander zu koordinieren. Ein erster Schritt dazu war die Standardisierung der Zeit für England durch Sir John Herschel, die sogenannte Greenwich-Zeit. Auf der Prime Meridian Conference in Washington 1884 wurde nach diesem und amerikanischem Vorbild die Erde in 24 Zeitzonen unterteilt. 1913 wurde in Paris das Bureau de l'Heure zur internationalen Zeitbeobachtung und -korrektur gegründet, von dem 1952 der Vorschlag gemacht wurde, die Sekunde nicht mehr als einen Teil des mittleren Sonnentages zu berechnen, sondern vom tropischen Jahr abzuleiten.<sup>64</sup> Seit 1967 wird eine Sekunde über Atomschwingungen definiert: „Die Sekunde ist das  $9\,192\,631\,770$ fache der Periodendauer der dem Übergang zwischen den beiden Hyperfeinstruktur-niveaus des Grundzustandes von Atomen des Nuklids Caesium entsprechenden Strahlung.“<sup>65</sup> Obwohl Einstein und andere herausgefunden hatten, daß

Zeit etwas Relatives ist, wurde die neue Definition der Sekunde dennoch mit der alten Sekunde, und damit mit dem Lauf der Sonne in Übereinstimmung gebracht. Im großen und ganzen sind die neuen Erkenntnisse der Physik ob ihrer schweren Faßbarkeit ohne direkte Auswirkungen auf den Alltag geblieben.

Das 20. Jahrhundert brachte also die ungeheure Verfeinerung der Zeitmessung, die vielfältig eingesetzt wird, und eine Gegenbewegung, die mehr frei verfügbare Zeit – und nicht bloß Freizeit – fordert und für eine Verlangsamung der Gegenwart eintritt. Kalender sind Alltagsgegenstände, die frei verfügbar sind und von dem jeder und jede mehrere Sorten besitzt.

So ist es für uns heute selbstverständlich, einen Blick in den Kalender zu werfen, wenn wir wissen wollen, auf welchen Wochentag der 31. Dezember des laufenden Jahres fällt, wie viele arbeitsfreie Tage das Neujahrsfest also bescheren wird. Und unsere Armbanduhr verrät uns zu Silvester, wie viele Stunden, Minuten und Sekunden wir noch bis Mitternacht haben. Pünktlichkeit ist zu einer Tugend geworden, und das alte Jahr endet auf die Sekunde genau.



- 1 vgl. Brinckmeier, Eduard: Praktisches Handbuch der historischen Chronologie aller Zeiten und Völker, besonders des Mittelalters. Graz 19723, S. 1-6.
- 2 Cowan, Harrison J.: Time and its Measurement from the Stone Age to the Nuclear Age. Cleveland 1958, S. 39-40.
- 3 Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Wiesbaden 1980, S. 126-132.
- 4 Brinckmeier 19723, S. 6.
- 5 Wendorff, Rudolf: Tag und Woche, Monat und Jahr. Eine Kulturgeschichte des Kalenders. Opladen 1993, S. 117-121.
- 6 Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. München 1972, Spalte 1476-1479.
- 7 Brinckmeier 1972 3, S. 10-11; Cowan 1958, S. 19-20; Wiedemann, Inga: „Der Hinkende Bote“ und seine Vettern. Familien-, Haus- und Volkskalender von 1757 bis 1929. Katalog der Kalendersammlung des Museum für Deutsche Volkskunde (=Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 10). Berlin 1984, S. 13; Microsoft Encarta 98. Enzyklopädie. CD-Rom, Redmond 1993-1997.
- 8 Simon, Erika: Festivals of Attica. Wisconsin 1983, S. 4.
- 9 Christus wurde in der 194. Olympiade geboren.
- 10 Brinckmeier 19723, S. 25-29; Cowan 1958, S. 30; Scullard, H. H.: Festivals and Ceremonies of the Roman Republic. London 1981, S. 41-42.
- 11 Der Kleine Pauly, Spalte 1483- 1487; Lietzmann, Hans: Zeitrechnung der römischen Kaiserzeit des Mittelalters und der Neuzeit für die Jahre 1-2000 nach Christus. Berlin 1956, S. 13; Wiedemann 1984, S. 13.
- 12 Der Kleine Pauly, Spalte 1486.
- 13 Lietzmann 1956, S. 6-7.
- 14 Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Graz u.a. 1993, S. 13; Der Kleine Pauly, Spalte 1488-1489.
- 15 Brinckmeier 19723, S. 15-17; Cowan 1958, S. 20; Wimmer, Otto: Handbuch der Namen und Heiligen. Mit einer Geschichte des christlichen Kalenders. Innsbruck 19592, S. 32.
- 16 Brinckmeier 1972 3, S. 17-21 u. 88-97; Lietzmann 1956, S. 127.
- 17 Braunfels Wolfgang: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 8, Freiburg im Breisgau 1976, S. 354ff; Melchers, Erna: Das große Buch der Heiligen. München 1978, S. 834f.
- 18 Butkewitsch, A. W. u. M. S. Selikson: Ewige Kalender. Leipzig 19896, S. 101; Wimmer 19592, S. 34-35;
- 19 vgl. Wiedemann, Theodor: Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. Prag 1879, S. 429-458.
- 20 Brinckmeier 19723, S. 81-86; Lietzmann 1956, S. 5; Wendorff 1980, S. 185.
- 21 vgl. Wendorff 1980, S. 183-184; Wimmer 19592, S. 69-70.

- 22 Wendorff 1980, S. 165-166.
- 23 Derendinger, Erika: Die Beziehung des Menschen zum Übernatürlichen in bernischen Kalendern des 16. bis 20. Jahrhunderts (=Sprache und Dichtung, 36). Stuttgart 1985, S. 24-27; Wendorff 1980, S. 187; Wendorff 1993, S. 168-170.
- 24 Wendorff 1980, S. 187-188.
- 25 Derendinger 1985, S. 9-11; Knopf, Jan: Alltags-Ordnung. Ein Querschnitt durch den alten Volkskalender. Aus württembergischen und badischen Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts. Tübingen 1982, S. 14-15 u. 205-222; Wendorff 1980, S. 181-182.
- 26 Wendorff 1993, S. 182-185.
- 27 Wendorff 1993, S. 184.
- 28 Wendorff 1980, S. 538-539; Microsoft Encarta 98. Enzyklopädie. CD-Rom, Redmond 1993-1997.
- 29 Brinckmeier 19723, S.236; Cowan 1958, S.34-35; Microsoft Encarta 98. Enzyklopädie. CD-Rom, Redmond 1993-1997.
- 30 Calendrier republicain, décrété par la Convention Nationale, pour la 3ème année de la République française; Avec les mois et les jours de la nouvelle ère française correspondans à l'ancien calendrier. Paris 1795; Microsoft Encarta 98. Enzyklopädie. CD-Rom, Redmond 1993-1997.
- 31 Cowan 1958, S. 34-35 u. 84.
- 32 Cowan 1958, S. 35; Wendorff 1993, S. 198-200.
- 33 Hahn, István: Sonnentage – Mondjahre. Über Kalendersysteme und Zeitrechnung. Leipzig u.a. 1989, S. 45-46; Santino, Jack: All Around the Year. Holidays and Celebrations in American Life. Urbana-Chicago 1994, S. 62; Unterrieder, Else: Glück. Ein ganzes Mondjahr lang. Chinesische Neujahrsbilder und ihre Bedeutung (=Berichte des Ludwig Boltzmann-Institutes für China- und Südostasienforschung, 20). Klagenfurt 1984, S. 7.
- 34 Unterrieder 1984, S. 9-13.
- 35 Santino 1994, S. 144.
- 36 Brinckmeier 19723, S. 58-60 u. 233; Cowan 1958, S. 32.
- 37 Ludwig, Katrin: Ein kleines Ei ist auch ein Huhn. Von jüdischen Feiertagen und Kochtöpfen. Berlin 1995, S. 57-58.
- 38 Santino 1994, S. 143.
- 39 Ludwig 1995, S. 58-69.
- 40 Santino 1994, S. 144.
- 41 Brinckmeier 19723, S. 55; Chebel, Malek u. Laziz Hamani: Symbole des Islam. Wien/München 1997, S. 94/95; Hahn 1989, S. 47; Wendorff 1993, S. 162/163.
- 42 Brinckmeier 19723, S. 55.
- 43 Tritton, A. S.: Islam. Belief and Practices. London 1951, S. 150.
- 44 Chebel 1997, S. 95.
- 45 Schall, Anton: Fremde Welt Islam. Einblicke in eine Weltreligion. Mainz 1982, S. 39-41; Schimmel, Annemarie: Der Islam. Eine Einführung. Stuttgart 1990, S. 253-258; Tritton 1951, S. 153.
- 46 vgl. Aichelburg, Peter Christian: Zeit im Wandel der Zeit. Zur Entwicklung des physikalischen Zeitbegriffs. In: Splechna, Erich u. Thomas Simon (Hg.): Zeit und Ewigkeit. Beiträge zur Zeitforschung. Graz 1997, S. 33-60.
- 47 Ganz so einfach ist es natürlich nicht, weil eine universell-kosmologische Zeit, wie sie Einstein und andere definierten, sehr wohl Einfluß auf die einzelnen Uhren ausübt und ihren Gang beeinflußt. Dieses Phänomen hat aber im Alltag nur bedingte Auswirkungen.
- 48 nach Pohl, Helga: Wenn dein Schatten sechszehn Fuß mißt, Berenike. Das Geheimnis der Zeitmessung. München-Wien 1955, S. 52.
- 49 Pohl 1955, S. 17 u. 89; Paulys Real-Lexikon der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, Stuttgart 1913.
- 50 Jenzen, Igor A.: Die Uhr in den mittelalterlichen Klöstern. In: Ders. (Hg.): Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauchs. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 7. Juni bis 29. Oktober 1989 (=Kleine Schriften des Historischen Museums, 42). Frankfurt/M 1989, S. 15-16; Wendorff 1980, S. 114 u. 144-150.
- 51 Pohl 1955, S. 9-17.
- 52 Cowan 1958, S. 54; Paulys Real-Lexikon 1913.
- 53 Cowan 1958, S. 55-60; Jenzen, Igor A.: Die Anfänge der Räderuhr. In: Ders. (Hg.): Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauchs. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 7. Juni bis 29. Oktober 1989 (=Kleine Schriften des Historischen Museums, 42). Frankfurt/M 1989, S. 11; Pohl 1955, S. 53-84.
- 54 Jenzen, Igor A.: Die Uhr als wissenschaftliches Instrument und Modell der Welt. In: Ders. (Hg.): Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauchs. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 7. Juni bis 29. Oktober 1989 (=Kleine Schriften des Historischen Museums, 42). Frankfurt/M 1989, S. 23; König, Gerhard: Die Uhr. Geschichte – Technik – Stil. Berlin 1991, S. 47-48; Pohl 1955, S. 86.
- 55 Wendorff 1980, S. 141.
- 56 Wendorff 1980, S. 189-192.
- 57 Cipolla, Carlo M.: Gezählte Zeit. Wie die mechanische Uhr das Leben veränderte. Berlin 19992, S. 36; Jenzen, Räderuhr, 1989, S. 13-14.
- 58 Wendorff 1980, S. 136-140.
- 59 Cipolla 19992, S. 37; Jenzen, Igor A.: Die Uhr als Bedeutungsträger. In: Ders. (Hg.): Uhrzeiten. Die Geschichte der Uhr und ihres Gebrauchs. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 7. Juni bis 29. Oktober 1989 (=Kleine Schriften des Historischen Museums, 42). Frankfurt/M 1989, S. 95-103; Wendorff 1980, S. 144-195.
- 60 Cowan 1958, S. 61-78; Jenzen, Uhr als Bedeutungsträger, 1989, S. 95-103; Wendorff 1980, S. 144-195.
- 61 Cowan 1958, S. 82-89; Wendorff 1980, S. 267-268.
- 62 Wendorff 1980, S. 271-388.
- 63 Wendorff 1980, S. 530-547.
- 64 Cowan 1958, S. 45-50; Jenzen, Uhr als Bedeutungsträger, S. 100; Wendorff 1980, S. 389-390 u. 547-548.
- 65 Wendorff 1980, S. 548.

erfunden. Auf der Rückseite der Blätter schon der ersten Exemplare waren Rezepte, Tips oder Sprichwörter aufgedruckt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden eigene Kalender speziell für Werbezwecke produziert. In Deutschland werden heute etwa 80 Millionen Kalender jährlich erzeugt, davon sind 80 Prozent Werbegeschenke.<sup>26</sup>

Heute sind neben den Werbekalendern und dekorativen Wandkalendern mit Bildern hoher Druckqualität, Kalender mit wenig Zusatzinformationen in Gebrauch, die viel Platz für eigene Eintragungen zur Terminkoordination bieten und helfen, die Zeit zu organisieren.<sup>27</sup>

## **Kokarden und Fabriken: der französische und der sowjetische Revolutionskalender**

Der gregorianische Kalender ist allgegenwärtig, aber nicht widerspruchsfrei akzeptiert. Vor allem aus Wirtschaft und Verwaltung werden immer wieder Klagen über die Defizite laut, die besonders an den Schaltjahren, an der unregelmäßigen Tagesanzahl der Monate, an der Nichtbeachtung des Dezimalsystems und an den Wochentagen, die unabhängig von Monaten oder Jahren fortlaufen, festgemacht werden. All diese Gegebenheiten erschweren Statistiken und Berechnungen. Auch im Rahmen der UNO wurden etliche Änderungsvorschläge diskutiert, bisher aber jeder Versuch einer Neuorganisation abgelehnt.<sup>28</sup> Werden die kulturellen Implikationen und der organisatorische Aufwand bedacht, scheint eine Kalenderreform in näherer Zukunft mehr als unwahrscheinlich.

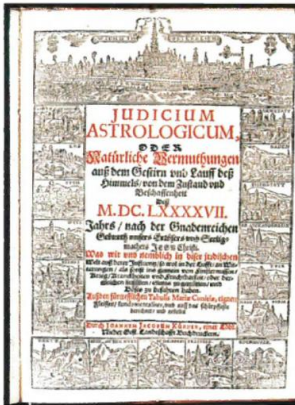
### **Kathrin Pallestrang Der hundertjährige Kalender des Mauritius Knauer**

*Ein Kalender wurde seit seinem ersten Erscheinen immer wieder aufgelegt, floß in andere Kalender ein und ist bis heute in vielen Haushalten zu finden: der Hundertjährige Kalender des Mauritius Knauer. 1664 gab Abt Dr. Mauritius Knauer aus Franken den „Beständigen Hauskalender“ heraus, der vor allem Bauern Hilfestellungen zur Wetterprognose bieten sollte. Der Arzt Christoph Hellwig edierte diesen Kalender im Jahre 1701, der Erfurter Buchhändler Weinmann gab ihm 1721 den Namen „Hundertjähriger Kalender“, was mit seinem Inhalt nur bedingt übereinstimmte, seinen Absatz aber förderte. Knauer war von Wetterbeobachtungen ausgegangen, die er über sieben Jahre hinweg angestellt hatte. Er verzeichnete das Wetter in Franken und brachte diese Aufzeichnungen, das „Partikularwetter“, wie er es nannte, mit seinen astronomischen Beobachtungen in Verbindung. Er ordnete jedem Jahr einen „Planetenherrscher“ zu, nämlich Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Diese Planetenherrscher wurden mit bestimmten Wettererscheinungen in Verbindung gebracht. Beispielsweise sind Jupiterjahre warme, nasse Jahre, Saturnjahre dagegen kalte und strenge; das Jahr 2000 ist übrigens ein Saturnjahr. Knauer verzeichnete auch Mondphasen, Tierkreiszeichen, Kometen und ähnliche Phänomene, die seiner Meinung nach das Wetter beeinflussen. Diese Konstellationen zusammen ergeben dann das tatsächliche Wetter, das auf diese Weise für jedes beliebige Jahr berechnet werden kann. Allerdings sind laut Knauer Störungen – etwa durch Hexen – nie auszuschließen. Knauer beginnt das Jahr mit dem Frühlingsäquinoktium, also im März.<sup>1</sup> Auch andere Kalender führten Zukunfts- und Wetterprognosen als feste Bestandteile, wenn dies auch vor allem in der Aufklärung immer wieder angeprangert und verboten wurde. Nach wie vor sind Wetterregeln und Lostage in verschiedenen Kalendern der Gegenwart zu finden.*

<sup>1</sup> Allgeier, Kurt: Der 100jährige Kalender. Nach Abt Mauritius Knauer. München 1997; Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Wiesbaden 1980, S. 145.

Im Jahre 1793 des gregorianischen Kalenders beschloß die französische Republik auf Betreiben Maximilien Robespierres, einen neuen Kalender und eine neue Zeitrechnung einzuführen<sup>29</sup>. Die Intention war, sich einerseits von einem vom katholischen Glauben geprägten Kalender zu verabschieden und die Idee der Republik zu festigen und andererseits die Unzulänglichkeiten des alten Kalenders zu beheben. Gezählt wurde fortan nach „Jahren der Republik“ („années de la République“), wobei das Jahr 1 der Republik der Zeit von September 1792 bis September 1793 des gregorianischen Kalenders entspricht. Die neue Zeitrechnung wurde also mit dem Monat angesetzt, in dem vom Nationalkonvent die Republik ausgerufen worden war.

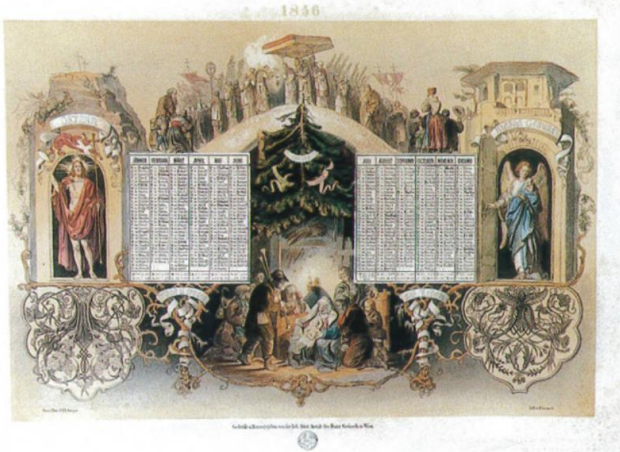
Ausgearbeitet wurde der neue Kalender von einer Kommission, der Charles Gilbert Romme vorstand und der ein Astronom, zwei Mathematiker und ein Schriftsteller angehörten. Sie teilten das Jahr in 12 Monte mit je 30 Tagen und diese wieder in je drei Dekaden mit je 10 Tagen. Jeder Tag erhielt 10 Stunden, jede Stunde 100 Minuten und jede Minute 100 Sekunden. Dekaden und Tage wurden durchnummeriert, die Monate erhielten die Namen Vendémiaire (Monat der Weinlese), Brumaire (Monat des Nebels), Frimaire (Monat des Frostes), Nivôse (Monat des Schnees), Pluviôse (Monat des Regens), Ventôse (Monat des Windes), Germinal (Monat der Saat), Floréal (Monat der Blüten), Prairial (Monat der Wiesen), Messidor (Monat der Ernte),



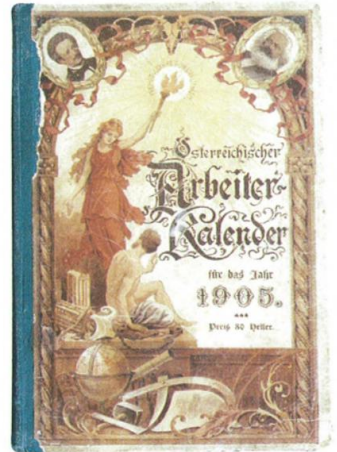
Aderlaßmännchen aus dem „Judicium Astrologicum“, Schreibkalender für das Jahr 1697, Privatbesitz



Hundertjähriger Kalender von 1715 Österreichisches Museum für Volkskunde



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



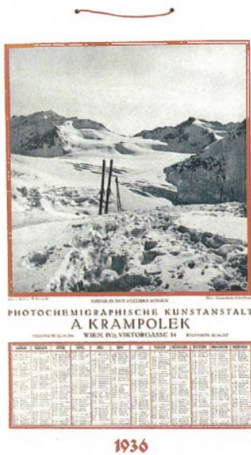
Privatleihgabe



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



Privatleihgabe



Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



Privatleihgabe



Privatleihgabe

## Zwischen Mittwinter und Donauwalzer: der Jahreswechsel kulturhistorisch

Birgit Johler



Didrachme mit Januskopf  
218 v. Chr.  
Kunsthistorisches Museum  
Wien, Münzkabinett



Rückseite:  
Jupiter in einer Quadriga, die  
von Victoria gelenkt wird.

## Was Sache ist

Den Jahreswechsel kulturgeschichtlich einzufangen ist kein leichtes Unternehmen, vor allem wenn man historischen und gegenwartsbezogenen Ansprüchen gerecht werden will, ländliche und urbane Aspekte gleichermaßen ins Auge fassen möchte. Dies mag vielleicht auch der Grund sein, warum „Das Weihnachtsfest, eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit“ von einer der renommiertesten volkskundlichen Brauchforscherinnen, also von Ingeborg Weber-Kellermann, bis dato mehr oder weniger die einzige umfassende volkskundliche Arbeit zu diesem Thema geblieben ist. Weber-Kellermann spricht im wesentlichen jene Punkte an, die unseren Jahreswechsel heute ausmachen. Zwar hat vor allem die jüngere Brauchforschung ihr Augenmerk auf die sozioökonomischen und kulturhistorischen Zusammenhänge von Fest und Feier im Jahreslauf, im Kirchenjahr, öffentlich und privat, gelegt und über die Besetzung von Wendezeiten mit Ritualen nachgedacht. Der direkte Übergang, das Fest Silvester selbst, wurde jedoch wenig bis gar nicht behandelt. Es fand seinen Niederschlag vorwiegend in Festkalendern mit Ortsverzeichnis, für den Tourismus nutzbar gemacht. Auch in der älteren Literatur finden sich kaum verwertbare Angaben über Inhalte der genannten Silvester- und Neujahrsbräuche.

Der Silvesterabend als der konkrete Jahreswechsel fällt in die für die historische Volkskunde weitaus interessantere Weihnachts- beziehungsweise Mittwinterzeit. Den Ritualen, die diese Zeit markieren, hat bereits Jacob Grimm (1785-1863) besonderes Augenmerk geschenkt und versucht, ihre Kontinuität – was nicht verwundert – in „germanische Urzeiten“ zurückzuverfolgen. Umzugsfiguren, Lösßbräuche, Speiseopfer – die Mittwinterzeit bot einen reichen Fundus von angeblich Urtümlichem, was eine Verbindung zu Toten- und Vegetationskulten naheliegend machte.

Silvester wird in der Literatur als „bürgerliches“, somit auch als städtisches Fest bezeichnet. Durch die im 17. Jahrhundert verordnete verbindliche Festsetzung des Jahresbeginns auf den 1. Jänner, die

sich in der Praxis erst nach und nach durchsetzen konnte, kam diesem Tag nicht sofort besondere Wichtigkeit zu. Die alten christlichen Jahresanfänge, die oftmals in der Geschichte eine Verschiebung erfahren mußten, hatten vor allem für die ländliche Bevölkerung nicht an Bedeutung verloren: Ihr Denken und ihre Handlungen waren weiterhin auf die Mittwinterheiligen ausgerichtet, sie bereiteten sich auf Rauhnächte vor und veranstalteten Lärmumzüge. Daß Silvester zu einem bürgerlichen Fest wurde, daran war auch die Kirche nicht unbeteiligt: Sie feierte – allerdings erst seit Ende des 13. beziehungsweise Beginn des 14. Jahrhunderts – am 1. Jänner die „Beschneidung des Herrn“ ohne bedeutenden Ritus und begeht heute an diesem Tag das „Hochfest der Gottesmutter“, das jedoch nicht die Bedeutung anderer Marienfeste hat. Für die Kirche war und ist der erste Adventsonntag als Beginn des liturgischen Jahres von größerer Bedeutung. Das Neujahrsfest blieb somit ein weltliches Fest, das sich vor allem in den Städten auf die Nacht des 31.12. beschränkte.<sup>1</sup>

Eine kulturhistorische Ausstellung, die sich mit dem Übergang in ein neues Jahr befaßt, kann also nicht nur Silvesterabend und Neujahrstag thematisieren, sie kommt nicht umhin, sich auch mit der Mittwinterzeit auseinanderzusetzen. Doch der Reihe nach: Wie haben antike Kulturen ihr Neujahrsfest gefeiert?

### **Feiern zum römischen Neujahr**

Der 43 v. Chr. geborene römische Dichter Publius Ovidius Naso schreibt zu Beginn des 1. Buches seiner berühmten „Fasti“, einer poetischen Bearbeitung des von Caesar reformierten Kalenders, über den römischen Neujahrstag:

„Ein Tag des Heils beginnt! Laßt alles Böse fern in Worten und Gedanken, jetzt sollt ihr an einem guten Tag nur gute Worte sprechen! [...] Siehst du, wie der Himmel vom Weihrauchfeuer leuchtet, wie auf den angezündeten Opferherden die Ähre aus Kilikien knistert? [...] Jetzt ziehen neue Rutenbündel voran, neuer Purpur leuchtet, und neue Männer sitzen auf den weithin sichtbaren, mit Elfenbein geschmückten Sesseln. [...] Sei gegrüßt, du froher

Tag, und komm stets froher wieder, würdig, daß ein Volk dich feiert, das die Welt beherrscht!“<sup>2</sup>

Neujahr wurde bei den Römern im Anschluß an die Saturnalien gefeiert, dem größten, mehrere Tage dauernden und beliebtesten römischen Volksfest zu Ehren des König Saturnus.

Durch die Verlagerung des Jahresbeginns vom 1. März auf den 1. Jänner im Jahre 153 v. Chr. und durch die übliche feierliche Amtseinsetzung der neu gewählten römischen Konsuln an diesem Tag erhielt der 1. Jänner, von den Römern als „Kalendae Ianuariae“ bezeichnet, im Festkalender eine besondere Bedeutung. Das Neujahrsfest gehörte zu den „feriae publicae“, den sogenannten Staatsfeiertagen, an denen es – im Gegensatz zu den Werktagen, den sogenannten „dies fasti“ – erlaubt war, Staats- und Rechtsgeschäften nachzugehen. Die gewählten Konsuln befragten zumeist schon am Morgen des Neujahrstages die „Auspicien“, das waren zuerst besonders ausgewählte, später, zu Ciceros Zeiten, beliebige Personen, die ihnen ihre Zukunft für das kommende Jahr vorauszusagen hatten, indem sie beispielsweise den Himmel beobachteten. Wieder zu Hause empfingen die Konsuln die offiziellen Besucher, nahmen Geschenke entgegen und zogen dann auf das Kapitol, wo sie Jupiter, dem Herrscher über die Götter, einen weißen Stier als Dankesopfer darbrachten und feierliche Versprechungen, die sogenannten „vota publica“, leisteten.<sup>3</sup>

### **Neubeginn unter der Schirmherrschaft des Gottes Janus**

Neben dem Hauptopfer auf dem Kapitol für den „besten und größten“ der Götter, für „Iuppiter Optimus Maximus“ also, wurde an diesem Tag auch der Göttin Juno, der Schwester und gleichzeitigen Frau Jupiters gehuldigt, welcher die Kalenden, also jeweils der erste Tag eines Monats, geweiht waren. Und dann feierte man an diesem Tag auch Gott Janus, den angeblichen Urkönig von Latium, der zu einer Zeit, als die Götter noch auf der Erde wohnten, das Land beherrschte und der den von Jupiter vertriebenen Saturnus, welcher den Ackerbau und damit die Zivilisation nach Latium gebracht hatte, Herberge gewährte.<sup>4</sup> Mit seinen beiden Gesichtern symbolisierte Janus Vergangenheit und Zukunft

und war für jeden (Neu)Anfang verantwortlich: Er wurde als erster in den Gebeten angerufen, bei jedem Opfer erhielt er das Voropfer von Wein oder Weihrauch, auch galten ihm die ersten Stunden des Tages, die ersten Tage des Monats und der erste Monat des Jahres. Bei Ausbruch eines Krieges, bei Antritt eines Amtes und eben zu Beginn eines neuen Jahres wurden ihm Opfer dargebracht, wurde er mit profanen und religiösen Handlungen gefeiert: Die Haustüren wurden mit Kränzen, Zweigen und Lampen geschmückt; geopfert wurden ihm Wein, Weihrauch und Kuchen. Zudem war Janus der Gott des örtlichen Einganges, also der Durchgänge, Türen und Tore, galt jedoch nur als Hüter der Stadttore, nicht der privaten Haustore.<sup>5</sup>

### Neujahrsgeschenke

Der Austausch von Geschenken zum Jahresbeginn ist schon bei den Ägyptern belegt: Inschriften auf Vasen und Krügen, die vermutlich als Behälter für kostbare Salben dienten, lassen diese Geschenke als Neujahrsgaben deuten.<sup>6</sup>

In Rom war das Schenken zu Neujahr allgemeiner Usus. Man empfing und verteilte Lorbeerzweige,

Früchte wie Datteln oder Feigen, Süßigkeiten wie Honigkuchen oder auch besondere Lampen und verband sie mit entsprechenden Glückwünschen. Die Neujahrsgeschenke wurden als „strenae“ bezeichnet, ihren Namen sollen sie von den jungen Lorbeerzweigen haben, die man ursprünglich am 1. März als „sacra numera“, „als Träger und Überträger der Lebenskraft aus dem Hain der Segensgöttin Strenia geholt und geweiht hatte.“<sup>7</sup>

Besonders beliebt waren Geldgeschenke, die sogenannten „stips“. Herrscher und Patrizier beschenkten sich untereinander, aber auch Untertanen hatten ihren Gebietern Geld als Neujahrswunsch zu überbringen. Gerade für die Reichen hatten diese Geldgeschenke mehr als nur symbolische Bedeutung: Augustus kaufte sich davon Statuen, die er in den römischen Stadtbezirken als Prestigesymbole aufstellen ließ; Tiberius erwiderte die Geldgeschenke bis zu einem vierfachen Wert und legte den Geschenkaustausch verbindlich auf den 1. Jänner fest, da er die Gratulanten nicht den ganzen Jänner über bei sich zu Gast haben wollte.

Literarische Quellen bezeugen das Verschenken von alten Münzen zu Neujahr als „porta-fortuna“, also als „Bringer des Glücks“, zuerst aus Bronze, später für ausgewählte Personen aus Gold. Ein frühes Beispiel für ein solches bronzenes Geschenk ist der As, eine alte römische Währung. „As“ war die ursprüngliche Bezeichnung für „Einer“, „Einheit“ und bildete im römischen Maßsystem eine Gewichts- und Münzeinheit. Die frühesten Asses waren über 300 Gramm schwer und zeigten Köpfe der Götter Janus, Saturn, Mars, Merkur oder auch des Halbgottes Herkules und werden mit 290 bis 275 v. Chr. datiert. Im Laufe der Jahrhunderte verlor der As jedoch als Währung und auch als Glückssymbol an Bedeutung.<sup>8</sup>

Bezeichnend für die römischen Neujahrsgeschenke ist ihre symbolhafte Bildersprache, die vor allem auf Münzen<sup>9</sup>, Honigkuchen und Neujahrslampen zum Tragen kommt.

Lampen spielten im römischen Leben eine wichtige Rolle: sie brannten auch untertags zu Festen und Spielen, vor Götterbildern, wurden bei Prozessionen mitgetragen und den Toten in ihre Gräber mitgegeben. Ihre Flamme durfte nicht gelöscht wer-



1 As  
bis 260/250 v. Chr.  
Kunsthistorisches Museum Wien, Münzkabinett

den. Die Lampe galt als Symbol des Lebens und des Lichtes – daher auch ihre Bedeutung für den Neujahrstag als glückversprechendes Geschenk.

Die Lampendeckel zeigten circa ab Beginn der Kaiserzeit (27 v. Chr.) verschiedene Symbole wie den doppelgesichtigen Janus, die Göttin Victoria, die Siegesgöttin und „Garantin der Friedenszeit“ – unter ihre „Schirmherrschaft“ stellte man seine Wünsche und Hoffnungen für das neue Jahr – sowie Darstellungen anderer üblicher „strenae“. Durch diese Symbolträchtigkeit wurden die Lampen selbst zu beliebten Neujahrsgeschenken. „ANNUM NOV(U)M FAUSTUM FELICEM MIH(I) HIC.“ Auch das war auf Neujahrslampen zu lesen: „Mir ein reiches und glückliches neues Jahr.“

Weitere beliebte Geschenke zu Neujahr waren die mit Reliefschmuck, mit Gladiatoren- und Tierkämpfen, Theaterszenen, obszönen Darstellungen, Kaisersymbolik, Gottheiten etc. verzierten Honigkuchen, die sowohl kultischen Zwecken dienten, aber auch als Privatgeschenke weitergegeben wurden. Der sogenannte „Janual“, der Opferkuchen zu Neujahr, bestand lediglich aus Salz und Mehl; zu anderen Anlässen wie beispielsweise zu Kaiser gelübden wurden Kuchen mit süßen Zutaten

geweiht.<sup>10</sup> Ausgehend von Rom verbreitete sich das Verschenken von Kuchen, oft auch in Kombination mit Honigwein, über die anderen römischen Provinzen. Dabei kam es zur Entwicklung von Sonderformen: Die Kuchenmodel der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien werden als „donauländisch“ bezeichnet. Es sind dünne Scheiben und weisen nur auf einer Seite Reliefbilder auf. Der Teig wurde über die Form ausgebreitet, dann auf eine Platte umgestürzt und im Backofen gebacken.<sup>11</sup>

Um zu zeigen, wie symbolhaft Reliefdarstellungen auf römischen Neujahrsgeschenken sein können, soll ein Tonmodell herausgegriffen und auf seine Bildersprache hin untersucht werden:

Der römische Tonmodell aus Emona zeigt eine Büste der ägyptischen Göttin Isis mit charakteristischen Locken, reichem Schmuck und besticktem Kleid. Ihr gegenüber war ursprünglich das Brustbild des Osiris, dem hochverehrten ägyptischen Gott. Zu sehen ist noch Isis' Sohn Horus, der Gott des Himmels, des Lichts und der Güte in Kindsgestalt<sup>12</sup>, der mit seinem Füllhorn zwischen Isis und Osiris steht. Ursprünglich war hier vermutlich eine Opferszene



**Neujahrslampe: Victoria mit Schild**  
2. – 3. Jhd. n. Chr.  
Kunsthistorisches Museum Wien, Antikensammlung



**Modellfragment eines Reliefmedallions: Isisbüste**  
3. – 4. Jhd. n. Chr.  
Kunsthistorisches Museum Wien, Antikensammlung

dargestellt. Isis war Mutter und Schutzgöttin, Göttin der Fruchtbarkeit, Tochter der Erde und des Himmels, sie war gleichzeitig Schwester und Frau des Osiris, der von seinem Bruder Seth ermordet worden war. Die Seele des Osiris wurde Apis genannt, daher bezeichnete man den Kult auch als Osirapis beziehungsweise Sarapis oder Serapis bei den Griechen und Römern.

In Ägypten waren Osiris, Isis und ihr jungfräulich empfangener Sohn Horus seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. Mittelpunkt eines bedeutenden Festes, welches am Ende des ägyptischen Jahres, also nach der Überschwemmungszeit und vor der neuen Aussaat, gefeiert wurde. Das zwölfwägige Fest, das am 25. Dezember mit der Geburt des Horus, der neuen Sonne, durch die Göttin Isis begann, fand in der Nacht vom 5. auf den 6. Jänner seinen Höhepunkt.

Von Alexandria ausgehend verbreitete sich der Isiskult nach Griechenland, wo er sich schon am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. etablieren konnte. Der griechische Geschichtsschreiber Herodot identifizierte Isis mit Demeter, der griechischen Göttin des Ackerbaus und der Feldfrucht. In Rom wurde der Kult von Isis, Horus und Serapis 86 v. Chr. unter dem Konsul Lucius Cornelius Sulla eingeführt und dort zu einer der populärsten Formen der römischen Religion. Durch die Zügellosigkeit einiger Riten geriet der Kult in Verruf und nachfolgende Konsuln versuchten ihn zu verbieten. So ordnete Tiberius (42 v. Chr.–37 n. Chr.) an, Juden und Anhänger der Isis aus der Stadt zu vertreiben. Mit dem Aufstieg des Christentums in Rom wurde der Isiskult nach und nach zurückgedrängt, die letzten der Göttin der Fruchtbarkeit geweihten Tempel wurden im 6. Jahrhundert n. Chr. geschlossen.<sup>13</sup>

Das ägyptische Fest zu Ehren der drei Gottheiten, das also am 25. Dezember mit der jungfräulichen Geburt der neuen Sonne begann und am 6. Jänner endete, hatte nachhaltigen Einfluß auf das ebenfalls am 25. Dezember stattfindende römische Geburtsfest für den Sonnengott „Sol Invictus“ beziehungsweise auf das hierfür von den Christen als Konkurrenz eingesetzte Fest der Geburt Jesu. Auch der Termin des Festes der Erscheinung des Herrn beziehungsweise seiner Taufe am 6. Jänner – auf welches an anderer Stelle noch näher einge-

gangen wird – als Gegenfeier zum Wasserschöpfen aus dem Nil lassen deutliche Parallelen zu unserem Weihnachts- und Epiphaniefest erkennen.

### Der Kampf der Kirche

Die Festivitäten und Geschenke zu Neujahr nahmen mit der Zeit für die christliche Kirche bedenkliche Ausmaße an. Die Synode von Tours (567 n. Chr.) ordnete Bittgänge und Sühnegottesdienste am ersten Tag des Jahres an, um dem ausgelassenen



Unter den irdischen Qualen sind die Seelenqualen, und unter diesen die Gewissensbisse die größten. (St. Augustin.)

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Dép. 2673. Einsiedeln,

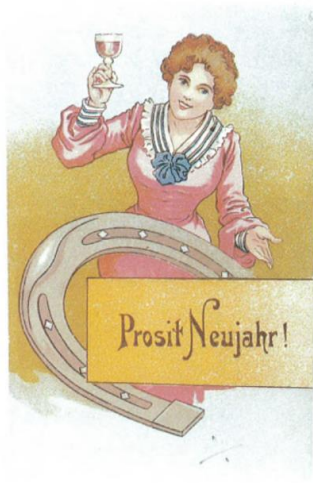
**Andachtsbild Hl. Augustinus  
Ende 19. Jhd.  
Erzdiözese Wien, Archiv**

Treiben der „Heiden“ entgegenzuarbeiten. Kirchenlehrer versuchten den Christen in ihren Predigten die Vergehen der Ungläubigen vor Augen zu führen:<sup>14</sup> „(...) Heute feiern die Heiden ihre großen Feste“, heißt es in einer Neujahrspredigt des Hl. Augustinus, „sie begehen sie in lautem Festestrußel und lockendem Sinnesrausch. Hell ertönt der Schall törichter und schändlicher Lieder. Gastereien werden gehalten, begleitet von ausgelassenen Tänzen. All dieses Feiern einer falschen Festesfreude kann euch nicht verführen, so sehr es den Heiden gefällt: ihr versammelt euch vielmehr hier: aus allen Völkern berufen. (...) Willst du also deinem Erlöser nachfolgen, der dich mit seinem Blut erkaufte, dann gehöre nicht mehr zu den Heiden, weder in deinen Anschauungen noch in deinen Taten. Jene geben sich heute Geschenke, ihr gebt Almosen. Jene suchen ihre Zerstreung in ausgelassenen Liedern, ihr sucht eure Erholung in den Worten der Heiligen Schrift. Jene eilen zum Theater, ihr kommt zur Kirche. Jene berauschen sich, ihr bleibt nüchtern und fastet. (...) Zu Ehren der Dämonen ertönen possenhafte Gesänge, werden törichte Spiele aufgeführt, ergötzt man sich an liederlichen Theaterstücken, tobt man im Zirkus, weidet sich an den Grausamkeiten des Amphitheaters. Man erhitzt sich in leidenschaftlicher Anteilnahme für die Darsteller solcher Schaustücke. Man ergreift Partei für diesen oder jenen Schauspieler, für diesen oder jenen Possenreißer, für einen Wagenlenker, einen Arenakämpfer. Die so handeln, verbrennen gleichsam Weihrauch in ihrem Herzen vor den Altären der Götzen.“<sup>15</sup>

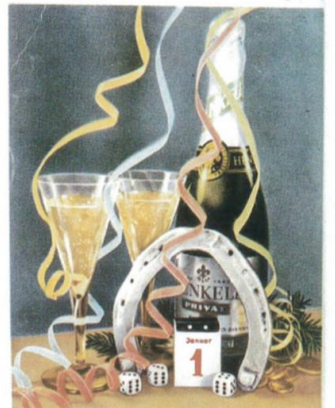
Der 1. Jänner wurde zum Buß- und Fasttag erklärt. Im 15. Jahrhundert versuchte zudem Papst Eugen IV. durch das Verlegen des Schenkens und Beschenktwerdens vom 1. Jänner auf den 25. Dezember – der gleichzeitig in vielen Gegenden auch als Jahresanfang galt – den von der Kirche ungern gesehenen „heidnischen Sitten“ entgegenzuwirken.

Daß das kirchliche Gebot sich jedoch nicht überall durchsetzen konnte, zeigt die Geschichte: In Frankreich wurde der Neujahrstag noch im 13. und 14. Jahrhundert als Narrenfest mit parodierten

Messen begangen.<sup>16</sup> Aus vielen europäischen Ländern ist das Verschenken von sogenannten Rechenpfennigen, mit denen schon im Altertum kalkuliert wurde, zu verschiedenen Anlässen, unter anderem auch zu Neujahr, belegt. Ludwig XIV. verteilte 1683 zum Jahresbeginn an seine Beamten 800 goldene und 26.000 silberne Rechenpfennige.<sup>17</sup> In Wien erhielten Honoratioren, das waren Bürgermeister, Stadtanwälte, Stadtrichter und -schreiber, Angehörige des inneren Rates sowie deren Gattinnen zu Neujahr Geschenke in Form von Fischen, Wein und Konfekt und wurden zudem zur Erholung auf einen Badeurlaub eingeladen.<sup>18</sup> Diese Neujahrsgeschenke wurden ab dem Jahr 1575 durch einen goldenen Ratspfennig ersetzt, was den Ehefrauen der Honoratioren gar nicht behagte, war doch der Gatte dadurch alleiniger Hüter des wertvollen Geschenkes geworden. Der goldene Ratspfennig zeigt auf der einen Seite eine allegorische Darstellung auf die Freundschaft, auf der anderen das Wiener Stadtwappen und den Doppeladler mit der Inschrift MVN(us) R(ei) P(ublicae) VIEN(nensis). Sechs Jahre lang wurde der immer gleiche Typus – je nach Rang des Empfängers zu drei, sechs oder acht Dukaten – verschenkt. Faktisch gleichzeitig mit der Ablösung des Ratspfennigs durch die sogenannte Salvator-medaille wurde auch die Schenkfunktion erweitert: Die das Brustbild Christi zeigende Medaille wurde bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts auch zu anderen speziellen Anlässen beziehungsweise auch als Ehrenmedaille verschenkt.<sup>19</sup> Das Schenkritual zum Jahreswechsel nahm gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein derartiges Ausmaß an, daß es für viele zur finanziellen Belastung wurde. Für andere wiederum, für niedere Staatsbeamte, waren die Neujahrsgeschenke Teil ihres sonst eher kärglichen Lohnes.<sup>20</sup>



*Prosit Neujahr!*



Ein glückliches Neues Jahr

Privatleihgaben



Fröhliche Weihnachten und glückliches Neujahr!  
Offizielle Karte für: Rotes Kreuz, Kriegsfürsorge-Comité, Kriegshilfs-Büro

Glückwunschkarte 1914 – 1918  
Historisches Museum der Stadt Wien,  
Studiensammlung

## Zur Geschichte der Kartengeschenke

Aus der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts stammen die ältesten Belege für Kartengeschenke. Es waren Neujahrsbildchen, die das Christuskind als Glücks- bzw. Neujahrsbringer zeigten. Im 15. Jahrhundert erfreute sich das Neujahrsbild in Form von kleinen Gedenk- und Einlegeblättchen, das waren zumeist kolorierte Holzschnitte oder auch Kupferstiche, besonderer Beliebtheit. Das Jesuskind wurde dabei nackt oder wenig bekleidet dargestellt, Wünsche für das neue Jahr – oft in Spruchbändern – verstärkten die Neujahrsbotschaft. Gedruckte, aber auch gemalte Neujahrsbilder wurden vor allem von Geistlichen und Adligen den Neujahrsbriefen als kleines Geschenk beigelegt. Im Barock erreichten derartige Kleindrucke ihren Höhepunkt.<sup>21</sup>

Etwa ab der Mitte des 18. Jahrhunderts verbreitete sich vom französischen Hof ausgehend das Überreichen kunstvoll verzierter Besuchskarten zu Neujahr und anderen besonderen Anlässen. Diese sogenannten Spielkarten zeigten auf der einen Seite ein Spielkarten-Motiv, auf der anderen den Namen des Besuchers. Die Besuchskarte verlor dann jedoch durch das Aufkommen der Glückwunschkarte, deren Motive außerdem mehr und mehr „weltlich“

geworden waren, an Bedeutung. Auch die Darstellung des glückbringenden Christuskindes hatte eine Veränderung durchgemacht, in seiner Gestalt war es nun oft ähnlich jener Amors.<sup>22</sup>

Das Schreiben von Neujahrskarten war vorerst ein Charakteristikum der gebildeten Stände. Auch deren Kinder verbrachten ihre Zeit vor Weihnachten damit, fein säuberlich geschriebene und verzierte Weihnachts- und Neujahrsbriefe an ihre Eltern und Großeltern zu richten. Gedruckte Weihnachts- und Neujahrskarten tauchten erstmals nach 1840 in England auf. Da Druck und Porto vorerst sehr teuer waren, blieb das Versenden von Neujahrskarten noch bis auf weiteres bestimmten Schichten vorbehalten.<sup>23</sup> Um die Jahrhundertwende setzte durch neue Druck- und Prägetechniken, schließlich auch durch die neue Technik der Fotografie, ein Boom der Bildkarte ein. Die Postkarte wurde zum Massenkommunikationsmittel für alle Schichten, wobei lediglich die Anzahl und Qualität der verschickten Postkarten ein schichtspezifisches Unterscheidungskriterium bildeten.<sup>24</sup>

Ab den 50er Jahren unseres Jahrhunderts wurden Weihnachts- und Neujahrswünsche immer öfter miteinander kombiniert. Bildmotive vermischen sich, werden „multifunktionaler“: Eine Winterlandschaft, das Bild der drei heiligen Könige, Christbaumkugeln und Tannenzweige – jedes Motiv, das annähernd mit den Geschehnissen rund um Advent, Weihnachten, Neujahr und 6. Jänner zu tun hat, wird mit „Frohe Weihnachten und ein gutes Neues Jahr!“ oder ähnlichen Wünschen kombiniert.<sup>25</sup> Mit den *Virtual christmas cards*, die über das Internet verschickt werden, finden Weihnachts- und Neujahrsgrüße ihre moderne und kommode Fortsetzung. Dadurch wird zwar möglicherweise der weihnachtliche Postverkehr entlastet, dafür aber Internetressourcen stärker strapaziert – und das kann bei Usern mitunter ungewollten Ärger herbeiführen.



**Neujahrskarte 1810**  
Historisches Museum  
der Stadt Wien,  
Studiensammlung

## Die Übergangsriten der Mittwinterzeit

Die volkskundliche Brauchforschung trennt, wie bereits erwähnt, Silvester meist nicht von früheren Jahresanfängen und Lostagen, wie beispielsweise dem Andreastag oder dem Epiphaniastag, dem 6.

Jänner, da der 31. Dezember, gleichbedeutend mit anderen Terminen, eingebettet war in die winterliche Wendezeit, die sogenannte Mittwinterzeit. Gerade für die Landbevölkerung war der 1.1. als Jahresbeginn ohne größere Bedeutung, da sich einerseits der wichtige weihnachtliche Festzyklus mit seinen neun großen Wendefesten<sup>26</sup> ursprünglich über 80 Tage – von Martini bis Lichtmeß – erstreckte und andererseits Brauchhandlungen der früheren Neujahrstermine nicht automatisch auf den neuen verlegt wurden. Noch heute ist beispielsweise das sogenannte Großneujahr, also der 6. Jänner, in verschiedenen europäischen Ländern bedeutender als der 1. Jänner oder gar der 25. Dezember: In Spanien steht der Besuch der drei Magier an der Spitze der weihnachtlichen Festzeit, und auch in Griechenland ist Epiphaniäs der größte Feiertag im Jahr.<sup>27</sup>

Der gesamten Mittwinterzeit wird von Seiten der Brauchforschung eine intensive Beschäftigung mit der jeweils bevorstehenden Wende attestiert, die in Ansinge-, Klöpfel-, Lärm- und Losbräuchen ihren Ausdruck findet. Während die Klöpfelbräuche eigentlich nur an den ersten drei Donnerstagen im Advent praktiziert werden, erstrecken sich andere Brauchkomplexe über den gesamten Weihnachtszyklus.

Die Brauchelemente und rituellen Handlungen der Mittwinterzeit sollten – so die historische Deutung – vor allem der Dämonenabwehr, der Beschwörung von Sonnenlicht und Fruchtbarkeit dienen.<sup>28</sup> Aus einem anderen ethnologischen Blickwinkel heraus haben die rituellen Handlungen dieser wenigen Minuten, einer Nacht oder mehrere Nächte dauernden Übergangsperiode die Funktion, die Gemeinschaft zu stärken. Dadurch, daß sie in ganz bestimmten Abfolgen ausgeführt werden, helfen sie den Menschen, Veränderungen leichter zu verkraften. Sie kanalisieren zudem Ängste vor Ungewissem indem sie die Höhepunkte eines Überganges klar hervortreten lassen und deren Bedeutung besonders betonen.<sup>29</sup>

Träger der Brauchhandlungen zum Jahreswechsel waren zum Teil Bauern und Handwerker, deren Leben eng mit dem Zyklus der Natur verbunden war, aber auch Dienstboten, die in Gesellschaft oder

auch allein versuchten, mit Losbräuchen in ihre weitere Zukunft zu blicken. Für sie vollzog sich in der weihnachtlichen Zeit der jährliche Dienstbotenwechsel. Was wünschte man sich mehr als einen neuen wohlgesonnenen Arbeitgeber? Besonders beliebt unter heiratswilligen Dienstboten war auch das Liebesorakel: Verschiedene symbolische Handlungen sollten ein positives Ergebnis, eine positive Deutung und somit Hoffnung auf den erwarteten Partner bringen.<sup>30</sup>

### ***Von heiligen und rauhen Nächten***

In Europa werden verschiedene von 13. Dezember bis 13. Jänner aufeinanderfolgende Tage als „Die Zwölfen“ oder auch „die Zwölf Heiligen Nächte“ bezeichnet. Sehr häufig sind es die Nächte zwischen Weihnachten und Epiphanie, wobei besonders der Heilige Abend, die Silvesternacht und der Abend vor dem 6. Jänner durch rituelle Handlungen besetzt werden. Die Zwölf Heiligen Nächte galten als Spukzeit, in denen man aufgerufen war, sich zu bekehren. Die „wilde Jagd“, Hausgeister, weibliche Dämonen, Werwolf, Schimmelreiter und ähnliche Figuren tauchen in verschiedenen Gebieten Europas immer wieder in Sagen und Erzählungen auf. Die Menschen versuchten, sich vor diesen Geistern zu schützen, indem sie sich still verhielten, Räucherungen im Haus vornahmen, beteten, Arbeits- und Speiseverbote befolgten.<sup>31</sup>

Aufgrund der Fülle an Themen zu diesem Bereich und einer beinahe unüberschaubaren Menge von regionalen Eigenheiten unterschiedlichster Mittwintergestalten beschränkt sich die Ausstellung „2000: Zeiten/Übergänge“ auf einige wenige Erscheinungen der Gegenwart. Welche Termine sind heute noch mit Brauchelementen besetzt? Welche Umzugsgestalten kennen wir? Und auch hier kann wieder nur exemplarisch die eine oder andere Handlung beziehungsweise Gestalt herausgegriffen werden. Dieser Ansatz wird nachvollziehbar, wenn man bedenkt, daß allein der Altenmarkter Perchtenlauf, der das nächste Mal im Jahr 2003 stattfinden wird, an die zweihundert verschiedene Umzugsgestalten kennt.

5. Jänners – der letzten und bedeutsamsten Rauh-  
nacht – ziehen erneut maskierte Gruppen umher. Im  
Drei-Länder-Eck Oberösterreich-Salzburg-Steier-  
mark finden in vielen Gemeinden jährliche Glöckler-  
läufe statt. Während sich die Gemeinde Ebensee  
bei Gmunden rühmt, Ausgangsort für diesen  
Brauch zu sein (Franz Grieshofer weist nach, daß  
der Glöcklerlauf in dieser Gemeinde nicht weiter als  
bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück-  
reicht<sup>42</sup>), wurde das Glöcklerlaufen in manchen Ort-  
schaften wie zum Beispiel in Stainach in der Steier-  
mark erst in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts  
eingeführt. Der Name „Glöckler“ ist bereits für das  
18. Jahrhundert belegt und leitet sich vom mittel-  
hochdeutschen Zeitwort „klocken“ ab, und nicht  
wie vielleicht vermutet – von „Glocke“. „Klocken“  
meint „anpochen“ oder auch „klopfen“, „was den  
Glöcklerlauf somit in den größeren Zusammenhang  
der Klöcklerbräuche der Advents- und Weihnachts-  
zeit stellt.“<sup>43</sup>

Bei Einbruch der Dunkelheit versammeln sich die  
einzelnen als „Passen“ bezeichneten Glöcklergrup-  
pen. Ihr Lauf besteht aus verschiedenen Figuren  
wie Schleifen oder Kreise, vom „Vorläufer“ wird ein  
Neujahrswunsch vorgetragen, anschließend wer-  
den die Glöckler bewirtet. Das Besondere an diesen  
Mittwintergestalten ist ihre weiße Kleidung und die  
bestimmten Formen wie Sternen, Pyramiden,  
Kirchen oder Schiffen nachgebauten „Glöcklerkap-  
pen“, die von innen beleuchtet werden. In die Sei-  
tenwände der Kappen werden diverse Symbole,  
Ornamente, auch Landschaften eingestanzt und mit  
buntem Papier verklebt. Glöckler mit Lichtkappen  
sind vermutlich erstmals nach 1860 aufgetreten.<sup>44</sup>  
Wie die meisten anderen Bräuche der Mittwinter-  
zeit wurde auch das Glöcklerlaufen gerne als vor-  
christliches Ritual bezeichnet. So soll Kaiser Ferdin-  
and III. die Ausübung dieses „heidnischen Brau-  
ches“ mit drei Jahren Gefängnis geahndet haben.  
Gedeutet wurde der Lauf der freundlich gekleideten  
Glöckler als Beschwörung der Finsternis und Kälte.  
Durch den Rhythmus des gestampften Schrittes  
sollte das unter der Schneedecke liegende Getreide  
zum Keimen erweckt werden.<sup>45</sup>

Eine Einteilung der Mittwinterbräuche in „christli-  
che“ und „heidnische“ – wie von volkskundlicher  
Seite her des öfteren praktiziert – ist laut Ingeborg

Weber-Kellermann jedoch nicht zulässig: „Weder  
brachte die Christianisierung des deutschen  
Sprachraums ein völliges Verlöschen aller nicht-  
christlichen Brauch- und Glaubenselemente, noch  
lassen sich etwa vermutlich vorchristliche Einzelzü-  
ge in ungebrochener Kontinuität ins germanische  
Altertum zurückverfolgen.“ Brauchkomplexe sind  
ständigen Wandlungsprozessen unterworfen, sie  
sind abhängig von Zeit und Ort sowie von sozialen  
Gruppierungen mit ihren ethischen, religiösen,  
gesellschaftlichen und rechtlichen Haltungen und  
Vorstellungen.<sup>46</sup>



Zwei Schönperchtenpaare: Schmuck- und Jagdpercht  
Foto von Carl Hintner & Sohn, Salzburg  
Österreichisches Museum für Volkskunde

### Silvester heute: Trennung, Schwelle und Angliederung

Zuerst zum Tagesheiligen, der dem Fest seinen  
Namen gab: Papst Silvester, ein gebürtiger Römer,  
starb am 31. Dezember 335. Während seines 21jähri-  
gen Pontifikats erfolgte die Bekehrung Kaiser Kon-  
stantins des Großen – Silvester soll der Legende  
nach den an Aussatz leidenden Kaiser zuerst geheilt,  
dann bekehrt und schließlich getauft haben – und  
die Anerkennung des Christentums als Staats-  
religion. Auch wurde während seiner Pontifikatszeit  
die Lehrautorität des Papstes im Konzil zu Nicäa im

Jahr 325 manifestiert. Silvesters Attribut ist der Schlüssel in der Hand – ein Symbol für das Öffnen und Schließen des alten und neuen Jahres. Oft wird er mit einem ihm zu Füßen liegenden Drachen dargestellt, der einer anderen Legende nach die Stadt Rom mit seinem Gifthauch bedroht haben und beim Anblick Silvesters gelähmt vor seiner Höhle liegen geblieben sein soll beziehungsweise auch mit einem Stier, der auf die Rolle des Heiligen als Beschützer der Haustiere verweist. Silvester gilt zudem als Patron für ein gutes Futterjahr. Zwar begeht die Kirche sein Fest seit dem Jahr 354, jedoch wird der Heilige erst seit der verbindlichen Festlegung des 1.1. als Neujahrstermin durch Papst Innozenz XII. im Jahr 1691 am 31. Dezember gefeiert.<sup>47</sup>

Silvester: Das ist ein Abend, eine Nacht, ein Neujahrstag. Dieser Meinung war auch Leopold Schmidt in seinem 1940 erschienenen Abriss der Wiener Volkskunde und bezeichnete es gleichzeitig als bedeutendstes Fest für die Städter.<sup>48</sup> Doch was macht diesen Jahreswechsel im konkreten aus? Ist es der Silvesterpfad, das Feuerwerk, der Sekt, das Läuten der Pummerin? Oder ist es alles auf einmal? Silvester kann in viele verschiedene Elemente zerlegt, in einzelne Rituale aufgesplittet werden, die als Ganzes dann wieder diesen Abend, diese Nacht und diesen Neujahrstag ergeben. Diese Rituale der Silvesternacht möchte ich den drei charakteristischen Phasen eines Übergangs, die der Ethnologe Arnold van Gennep in seiner Theorie der Übergangsriten begründet hat, zuordnen: der Trennungs-, der Schwellen- und der Angliederungsphase.

Folgen wir diesem Gedanken der Trennung, des Übergangs und der Angliederung, werden wir mit einem Ablauf konfrontiert, der uns möglicherweise banal, weil allzu vertraut erscheint. Abendessen? Fernsehprogramm? Bleigießen? Feuerwerk? Aber gerade die Vertrautheit dieser in der Ausstellung thematisierten und kulturhistorisch analysierten Rituale der Silvesternacht lassen schnell größere Zusammenhänge erkennen: Der Jahreswechsel als immer wiederkehrender Neubeginn ist durch diese festgesetzten profanen beziehungsweise auch sakralen Handlungen – denken wir an das obligato-

rische Verlesen des Jahresrückblicks in der Kirche – streng reglementiert. Womit wir wieder bei van Gennep wären. Für ihn sind solche Reglementierungen elementar für die Orientierungsfähigkeit einer Gesellschaft.

### **Phase 1: Trennung und Vorbereitung**

„Wieder ein Jahr vorbei. Wieder beginnt eines neu. Wieviele sind dir gegeben? Mensch, halt ein! Allzu schnell endet dein Leben!“<sup>49</sup>

Unser Silvester ist ein Fest mit exzessiven, aber auch reflektierenden und kontemplativen Momenten. Die Kirche begeht diesen Abend häufig mit einer „Jahresschlußandacht“, in welcher über Freud und Leid in der Pfarre berichtet wird, in Predigten Gedanken über Tod und Leben zum Ausdruck kommen. Auch wir haben gelernt – ähnlich wie bei anderen Übergängen, beispielsweise von einem Lebensjahr in ein anderes – Rückschau zu halten und zu beurteilen, was gut und was schlecht war. Die Konsequenzen aus diesen Überlegungen, die sogenannten „guten Vorsätze“, die wir uns auferlegen, bekommen allerdings erst im Austausch mit anderen Kontur; nur dadurch wird deutlich, daß wir *vorhaben* uns zu bessern.

Wir sind uns also des Abschieds vom alten Jahr bewußt und beginnen uns in Gedanken und Handlungen von ihm zu lösen. Die Möglichkeiten hierfür sind vielfältig, fast jeder hat sie in der einen oder anderen Form selbst schon einmal durchgespielt: Was für die einen die meditative Feier im Kreise Gleichgesinnter, ist für andere der gemütliche Abend mit der Familie zuhause: ein gutes Essen, ein Silvester-Fernsehprogramm zur Überbrückung der „zähen“ Stunden, unterhaltendes Bleigießen und andere Gesellschaftsspiele. Wer's ausgelassener mag, trifft sich mit Freunden und Bekannten außer Haus, auf Parties, beim Punschstand auf dem Silvesterpfad oder genießt ein organisiertes Diner, dessen erlesene Speisenfolge die Besonderheit des Abends repräsentiert.

So verschieden die Möglichkeiten der Abendgestaltung sein mögen, zu Mitternacht scheinen sich die Handlungen der Feiernden auf einige wenige und allgemein übliche zu reduzieren:

### Phase 2: Die Schwelle

Der Lärm und die Dynamik dieser wenigen Minuten dauernden Übergangszeit sind erstaunlich: Knaller, explodierendes Feuerwerk, Kirchenglocken, Walzermusik, Sektkorken und „Prosit!“. Die Abfolge der einzelnen Rituale, die uns „über die Schwelle helfen“, ist rigide, um nicht zu sagen sakral festgelegt: Niemandem würde es einfallen, schon vor Mitternacht ein gutes neues Jahr zu wünschen oder Walzer zu tanzen. Wer die Ordnung durchbricht, wird nicht gehört.

Schon im Ansatz werden diese Rituale von den Feiernden wiedererkannt, da sie ja jährlich immer auf dieselbe Art und Weise verrichtet werden; dadurch wird es ihnen leichter, sich in dieser auch als „Umwandlungsphase“ genannten Zeit zu orientieren. Die ritualisierten Handlungen machen diese wenigen Minuten kalkulierbarer. Nach der Theorie der Übergangsriten nehmen wir in dieser zweiten und wichtigsten Phase eine Art Seitenwechsel vor. Wir identifizieren uns weder völlig mit dem alten, noch mit dem neuen Jahr. Symbole, in diesem Fall zu hundert Prozent positiv, dramatisieren rituell unseren „Schwebezustand“. Gleichzeitig mit dem Überreichen von Schweinen, Pilzen und Rauchfangkehrern wünschen wir den anderen Glück, Gesundheit und Erfolg. Negatives bleibt ausgespart.<sup>50</sup> Nun ist das neue Jahr akzeptiert. Jeder kann wieder seiner Wege gehen und dort weiter feiern, wo er vor Mitternacht aufgehört hat.

### Phase 3: Die Angliederung

Mit der Silvesternacht ist der Übergang noch nicht abgeschlossen. Auch der Neujahrstag ist mit rituellen Elementen besetzt: „Katenvorsorge ist für die Katz. Mit Schädelweh ins neue Jahr“ schrieb „Der Standard“ in einer Artikel-Überschrift zwei Tage vor Silvester.<sup>51</sup> Was von mehreren Seiten also schon vorprognostiziert

wurde, trifft dann häufig auch ein: Übermäßiger Alkoholkonsum und vor allem eine lange Nacht sorgen meist für einen eher ruhigen Neujahrstag, der, wenn überhaupt, nur von wenigen Handlungen geprägt ist: Besonderer Beliebtheit – davon zeugen Einschaltquoten auf der ganzen Welt – erfreut sich das Verfolgen der Live-Übertragung des Neujahrskonzertes der Wiener Philharmoniker mit eingespielten vorproduzierten Choreographien der Wiener Staats- und Volksopernballette oder auch des Sportereignisses des Tages, dem Neujahrs-Schispringen im Rahmen der Vierschanzen-Tournee. Glückwunsch-Besuche bei Verwandten und Freunden am Nachmittag lassen den müden 1. Jänner gemütlich ausklingen.

Der erste Tag im neuen Jahr ist also vorbei. Wir sind wieder eingegliedert in den Lauf des Jahres, das wohl jetzt erst so wirklich beginnt.

### Die Brauchelemente im einzelnen

Die in der Ausstellung herausgegriffenen Brauchelemente sollen auch hier ausführlicher behandelt werden. Bei der Auswahl der Themen sind wiederum die Brauchformen der Gegenwart ausschlaggebend.

### Der Lärm

Für Ingeborg Weber-Kellermann ist der Lärm das wichtigste Brauchelement des Jahreswechsels: „Trotz aller Polizeiverbote ist diese Nacht erfüllt von Schießen und Geknalle, dessen Ursprünge und Motive neben der oft erwähnten Dämonenabwehr Ausgelassenheit war.“<sup>52</sup> Der Begriff Lärm ist im Zusammenhang mit dem Ankündigen des neuen Jahres jedoch erweiterbar: Glöcklerläufe und Perchtenumzüge mit ihrem Läuten, Geschrei und Trommeln gehören genauso dazu wie Schnalzen, Silvester- und Neujahrsschießen, Feuerwerk, Turmblasen, aber auch Glockenläuten und Musik als geordneten Lärm.<sup>53</sup> Ein Jahreswechsel ohne Lärm ist eigentlich kaum vorstellbar.





**Begrüßung des neuen Jahres,  
USA Dezember 1929**  
Foto: Bildarchiv, ÖNB Wien



**Allgemeines Krankenhaus Wien**  
Foto: Bildarchiv, ÖNB Wien

### ***Böller und Peitschen***

Im alpinen Raum ist das Weihnachts- und Neujahrsschießen besonders beliebt. Letzteres wird je nach Gebiet als Aus- oder Hinausschießen des alten, An-, Ein- oder Hereinschießen des neuen Jahres bezeichnet und mancherorts schon ab Mittag des Silvestertages durchgeführt. In verschiedenen Gemeinden Salzburgs üben die sogenannten „Weihnachts-“ oder auch „Prangerschützen“ diesen Lärmbrauch aus. So findet unter anderem am 31. Dezember das Neujahr-Sternschießen der Flachgauer und Tennengauer Pranger- und Weihnachtsschützen in Richtung der Landeshauptstadt Salzburg statt.<sup>54</sup>

In Linz veranstaltet der Trachtenverein „Altstädter Bauerngmoa“ – allerdings nicht am Silvester-Abend, sondern am Vormittag des 1. Jänners und am Dreikönigstag – das sogenannte Aperschnalzen, zusammen mit dem Neujahrblasen vor dem Linzer Landhaus. Das Wort „aper“ kommt von „apir“, ist althochdeutsch und bedeutet offen, vom Schnee befreit. Bei dem Brauch, der angeblich 1925 nach bayrischem Vorbild eingeführt wurde, führt der „Anschnalzer“ die Gruppe an. Geschnalzt wird mit einer mehrere Meter langen Peitsche, an deren

Ende ein ca. 30 cm langes Seidenband, der sogenannte „Schmiß“ befestigt ist, der den Knall erzeugt. Der Brauch des Schnalzens zu verschiedenen Anlässen (z.B. zu Weihnachten, Fasching, Georgi, Pfingsten etc.) findet sich auch in anderen Gebieten Österreichs beziehungsweise geht über das deutsche Sprachgebiet hinaus.<sup>55</sup>

Die Intention der Böller-, Prangerschützen und Schnalzer sei, so deutete es der Österreichische Volkskundeatlas, durch den erzeugten Lärm einerseits „böse Mächte“ der Mittwinterzeit zu vertreiben und andererseits die in der Natur noch schlummernden Auferstehungskräfte zu wecken – ein Erklärungsansatz, der noch einer traditionellen Volkskunde entspricht. Gedeutet wird der Lärm allerdings von Edith Klenk auch als Ausdruck gesteigerter Freude beziehungsweise der Ehrerbietung, das beim Neujahrsschießen vor Mädchenfenstern oder vor Haustüren bedeutender Personen zum Ausdruck kommt.<sup>56</sup>

### ***Kunst und Kapitalvernichtung: das Feuerwerk***

Immer wieder kam es in der Geschichte zu Verboten des Schießens, da der freie Umgang mit Schusswaffen zu zahlreichen Unfällen geführt hatte. Laut Weber-Kellermann war diese Tatsache mit ein

Grund, daß seit dem 19. Jahrhundert Feuerwerkskörper und Knallfrösche die lauten Gewehrssalven zu Neujahr ablösen.<sup>57</sup>

Raketen zum Jahreswechsel sind also noch gar nicht so lange im Einsatz. Die Feuerwerkerei war auch lange Zeit dem Adel und Klerus vorbehalten, die die inszenierten Schauspiele als Repräsentation ihrer Macht nutzten. Erst ab dem 19. Jahrhundert wurden europaweit Feuerwerke auch für das „Volk“, vor allem in den überall entstandenen Vergnügungsparks, inszeniert. Anlaßgebend waren jedoch immer noch Ereignisse wie Kaisergeburtstage, Eröffnungen von Weltausstellungen oder Nationalfeiern. Artillerieexperten blieben bis zu Beginn unseres Jahrhunderts Durchführende der Lustfeuerwerke.

Im 20. Jahrhundert wurde das Feuerwerk in gewisser Weise demokratisch: Seine Funktion veränderte sich vom symbolträchtigen Höhepunkt hin zur einfachen optischen Attraktion, zum Stimmungsmacher bei Massenvergnügungen.<sup>58</sup> Auch zu Silvester wird geschossen. Rund um Mitternacht wird je nach persönlichem Gutdünken pyrotechnisches Material aus Bierflaschen und anderen Behelfsmitteln abgefeuert – auch in der Stadt, wo das Abfeuern von Raketen besonders gefährlich ist und immer wieder zu Bränden führt. Gesetzesregelungen (so muß beispielsweise das Zünden von Raketen und Böller über der Klasse 1 behördlich angemeldet werden und darf nur in Aufsicht von geschultem Personal erfolgen) haben es jedoch nicht geschafft, der Feuerwerkerei Einhalt zu gebieten.<sup>59</sup>

Ein Feuerwerk ist stets janusköpfig: Für die einen sind Lamettaströme und Feuertdahlien, das Wirbeln der Feuerräder und ähnliche „Himmelserscheinungen“ Momente der Kunst; für einen anderen Teil der Gesellschaft bedeutet das Abfeuern von Raketen sinnlose Kapitalvernichtung und somit moralisch nicht vertretbar. Gefordert wird beispielsweise „Brot statt Böller“. Aktionen der letzten Jahre wie jene der Katholischen Jugend und Jungschar versuchen Alternativen zur „Wegwerfkunst“ zu finden. Die Faszination am Feuerwerk scheint jedoch zu groß zu sein, als daß diese „Antibräuche“, um einen Begriff von Helga Maria Wolf<sup>60</sup> zu verwenden, von Erfolg gekrönt wären.

### ***Glockenklang und Donauwalzer***

Kirchenglocken läuten überall, aber nur eine gilt in Österreich als die offizielle Verkünderin des neuen Jahres: das Läuten der Pummerin wird um Punkt null Uhr via Fernsehen und Radio übertragen. Nebenbei: Das österreichische Wahrzeichen, nach dem zweiten Weltkrieg aus den Trümmern der alten Pummerin gegossen, gilt mit ihren drei Metern Höhe und 21 Tonnen Gewicht als eine der größten Kirchenglocken der Welt. Während zu Johann Strauß' Zeiten oft das Kaiserlied nach Mitternacht gesungen wurde, ertönen heute die Klänge des Donauwalzers. Ob hier ein Zusammenhang mit dem Programm des Neujahrskonzertes besteht, bei welchem der Donauwalzer seit dem Jahr 1945 regelmäßig aufgeführt wird, müßte überprüft werden.<sup>61</sup> Typologisch können diese beiden Lärmelemente – Glocken und Musik – auf dieselbe Ebene von Jahresausklangs- und begrüßungszeremonien wie beispielsweise das in Städten und auf dem Land praktizierte Neujahrsblasen und „geigen, oder eben auch dem Neujahrskonzert, gestellt werden.

### ***Vom Glückwünschen***

Prosit Neujahr!

„Am 31. Dezember, dem „Altenjahrstag“, begeben sich abends sehr viele Leute in die Kirchen, besonders in die Stefanskirche; viele warten im Freien auf den Glockenschlag Zwölf, ebenfalls in besonderem Maß auf dem Stefansplatz, wobei allgemein „Prosit Neujahr!“ (beide Worte auf der letzten Silbe betont) gerufen wird, man sich auch in die Arme fällt, und in meist feuchtfröhlicher Stimmung spät, beziehungsweise schon früh nach Hause geht.“<sup>62</sup> Fast 60 Jahre nach dieser Beobachtung Leopold Schmidts scheint sich im Ablauf der wichtigsten Minuten dieser Nacht nicht sehr viel geändert zu haben. In Wien gilt immer noch der Stephansplatz als Zentrum des Geschehens, obwohl sich der von der Stadt Wien organisierte Silvesterpfad längst auf andere Teile der Stadt ausgedehnt hat. Sobald die Pummerin also das neue Jahr Uhr ankündigt, darf gratuliert werden. Der Glückwunsch „Prosit Neujahr!“, den Schmidt hier anführt und der auch immer wieder auf Postkarten, in Zeitungsannoncen und ähnlichem zu lesen ist, leitet sich vom lateinischen Kon-



*Veijahrsnacht am Stephansplatz.*

junktiv „prodesse“ ab und bedeutet soviel wie „es möge nützen“. Seit dem 16. Jahrhundert ist dieses Wort vor allem beim Zutrinken beziehungsweise als Neujahrswunsch belegt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts drang „Prosit“ – oder auch einfach nur „Prost“ – über studentische Gruppen in den allgemeinen Sprachgebrauch.<sup>63</sup>



**Neujahrswunsch 1841**  
Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung



### **Schwein haben:**

#### **Schenkrituale und Glückssymbole**

Das Feiern des Neujahres und das Verteilen von Geschenken hatte sich zuerst im Orient konstituiert. Die Ägypter verschenkten Vasen und Krüge mit Widmungsinschriften und feierten zum Zeitpunkt ihres Jahreswechsels eines ihrer wichtigsten Feste. Die „strenae“ der Römer, die Geschenke des Glücks, wurden bereits eingangs im Kapitel „Römische Neujahrsgeschenke“ ausführlich beschrieben. Durch die Verlagerung der Geschenkssitte durch Papst Eugen IV. vom 1. Jänner auf den Geburtstag Christi wurde versucht, die Bedeutung des „weltlichen“ Neujahrsfestes zu schmälern. Daß dies nicht überall funktioniert hat, ist bereits anhand des im 16. Jahrhundert geprägten Wiener Ratspfennigs näher erläutert worden. Aber auch die jüngere Zeit kennt Präsente zum neuen Jahr: Neben gedruckten Neujahrswünschen für Familienmitglieder oder Freunde, Gebrauchsgüter, die das „Prosit Neujahr!“ als Aufschrift tragen, tauchen gegen Ende des 19. Jahrhunderts ovale oder auch eckige einseitige Medaillen, sogenannte Plaketten, als Neujahrsgruß auf. Diese Plaketten, von Privatpersonen oder Firmen in Auftrag gegeben, zeigten neben entsprechenden Glückwünschen häufig auch Motive und Symbole, die mit dem Jahreswechsel in Zusammenhang standen.<sup>64</sup> Glücksmünzen verschiedenster Art werden heute noch von Prägefirmaen anlässlich eines neuen Jahres produziert.

Auch der Klerus hatte seine Neujahrsgeschenke: Den geistlichen Neujahrsbriefen wurden gerne Süßigkeiten oder kleine Einlagebildchen beigelegt. Im 15. Jahrhundert war es unter Predigern besonders beliebt, während den Neujahrsansprachen Geschenke wie beispielsweise die Buchstaben des Namens Jesu, Vögel, Blumen, Edelsteine oder Bücher auszuteilen. Auf diese Weise erfuhr der ursprünglich weltliche Festbrauch eine religiöse Umdeutung.<sup>65</sup>

Hufeisen, Fliegenpilz und Glücksklee. In der Literatur finden sich kaum Hinweise darauf, ab wann die uns heute vertrauten Glückssymbole üblich wurden – oder auch warum. Weshalb gerade Fische und Schweine zum Überbringer des Glücks geworden

sind, läßt sich vielleicht am ehesten nachvollziehen: In antiken Kulturen wurde das Schwein vielfach als Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Wohlstands betrachtet. Es diente als Opfertier, und es wurde versucht, in seinen Eingeweiden die Zukunft zu lesen. Hingegen stand das Schwein in der jüdischen und der islamischen Religion für Unreinheit. Die Christen deuteten das Schwein als Symbol der Gefräßigkeit, Unmäßigkeit und Unwissenheit beziehungsweise setzten die Darstellung einer auf einem Schwein reitenden Synagoge als Spottbild für das Judentum ein. Das Schwein als modernes Glückssymbol wird gerne darauf zurückgeführt, daß es bei Wettbewerben wie zum Beispiel bei Schützenfesten üblich war, dem Letztplatzierten ein Schwein beziehungsweise ein Ferkel als Spott- oder Trostpreis zu überreichen.<sup>66</sup>

Der Fisch als Symbol des Wassers, der Fruchtbarkeit und des Lebens spielt in vielen Kulturen und Religionen eine wichtige Rolle. In China stand der Fisch für Glück und Überfluß. Für die Christen hat der Fisch mehrere Symbolgehalte: Zum einen war er geheimes Erkennungszeichen der ersten Christen, taucht dann aber auch im Zusammenhang mit dem Bad im Taufbecken und den Aposteln als Menschenfischer auf. Zusammen mit Brot wird der Fisch als Symbol des Gottesmahles angesehen. Für Volkskundler war der Fisch vor allem in Zusammenhang mit Brauchtumsgebäcken von Interesse. In Österreich hat sich besonders Ernst Burgstaller mit dessen Symbolik auseinandergesetzt und versucht, diese zu deuten: Für ihn stehen Neujahrsgebäcke in Fischform für ein „Vorwärtsschwimmen“ oder „Vorwärtskommen“ im neuen Jahr.<sup>67</sup> Und Leopold Schmidt beschreibt 1940 den in Wien verbreiteten Neujahrsbrauch, einen Lebkuchen-Fisch zu essen, beginnend mit dem Schwanzende, ohne sich jedoch auf eine Interpretation dieser Handlung einzulassen.<sup>68</sup>

Glücksbringer sind ein wichtiges Element heutiger Silvesterfeiern. Der Austausch von Glückssymbolen stellt eine Handlung mit bestimmten Regeln dar, die wir mitunter schon von kleinauf erlernt haben und gleicht dem in vielen Gesellschaften üblichen Ritual der Gabe und Gegengabe, bei welchem ökonomische, moralische, religiöse oder auch rechtli-

che Motive eine nicht unbedeutende Rolle spielen.<sup>69</sup> Da hinsichtlich der Glücksbringer jedoch die Mehrzahl der Schenkenden nicht viel mehr weiß, als daß diese Massenwaren für Glück stehen, sind für den Erwerb der Objekte – neben ihrer Funktion als „Überbringer von Glück“ – vermutlich hauptsächlich optische Kriterien ausschlaggebend, damit verbunden möglicherweise jährlicher Wetteifer um Originalität. Zudem ist ein Austausch von Rauchfangkehrern, Schweinen und Hufeisen stets mit Kommunikation verbunden: Glücksbringer sind materialisierte Glückwünsche.

Die Symbolgehalte sämtlicher Glücksbringer sind schwer zu fassen; allerdings könnte darüber nachgedacht werden, ob Glücksbringer nicht vielleicht Pflichtgeschenke sind, verbreitet als wenig hinterfragte Gewohnheit.

### *Heischen gehen*

Das Läuten von Rauchfangkehrern oder Kanalräumern in den Tagen nach Neujahr an der eigenen Wohnungstür befremdet ein wenig: Wieviel soll man geben? *Warum* soll man geben? Wohin mit dem als Dank erhaltenen Neujahrskalender, -kärtchen, -büchlein oder -gruß?

Seit dem Mittelalter wurden die Christen angehalten, zu bestimmten Festzeiten aus Liebe zu Gott Almosen an ihre armen Mitbürger zu verteilen. Gerade zur Weihnachtszeit waren Scharen von Hungrigen und Bettlern unterwegs, um Geldgeschenke oder Speisen zu erbitten. Ein entsprechendes „Mittel zum Zweck“ war das Kurrende-Singen (Kurrende kommt vom lateinischen „currere“ und bedeutet laufen), eine „musikalische Betteltour“ in der vorweihnachtlichen Zeit, die vor allem während der Reformation besonders verbreitet war. Auch Luther selbst habe – so berichtet die Legende – als Schüler zu den singenden und Gaben heischenden armen Gruppen gehört.<sup>70</sup> Aus Vorarlberg ist ein Bericht eines Ortspfarrers von 1840 an das Landgericht erhalten, in welchem dieser das singende und Gaben heischende Herumziehen aller Kinder seiner Pfarrei von Haus zu Haus am Neujahrsabend beklagt. Der Pfarrer sah in diesem Neujahrssingen bei Nässe, Kälte und Schnee die Gesundheit der Kinder gefährdet beziehungsweise empfand den beim



Neujahrsglückwünsche und Enthebungskarten  
Historisches Museum der Stadt Wien, Studiensammlung

Umzug herrschenden rauhen Umgangston als Gefahr für die geistige Entwicklung vor allem der jüngeren Teilnehmer. Das Gericht kam dem Wunsch des Pfarrers entgegen und erließ ein Verbot des Singens und Herumziehens der Kinder am Neujahrsabend.<sup>71</sup> Aber auch das Sternsingen – darauf wird an anderer Stelle noch eingegangen – war für Schüler und bestimmte Berufsgruppen ein notwendiger Nebenerwerb.

Für Wien sind seit dem frühen 18. Jahrhundert gedruckte Neujahrswünsche verschiedener Berufsgruppen wie etwa der Rumorwache, der Turmwächter, Sänftenträger, Theaterzettelträger, Kaffeehauskellner oder auch Rauchfangkehrer belegt, die für ihre Karten kleine Geldgeschenke erhielten. Die Erfindung der Lithographie begünstigte die Herstellung solcher Glückwunschkarten. Diese papierernen Wünsche waren meist einfach ausgeführt und zeigten größtenteils eine Darstellung des betreffenden Berufes.<sup>72</sup> Als Vorbild für diese Neujahrsgeschenke wird gerne das von Postboten als Präsent überreichte Postbüchel angesehen, das auf eine Idee des kaiserlichen Postamtsbriefträgers Johann Jordan zurückgeht: Sein Postbüchel, erstmals erschienen 1701, enthielt das erste Wiener Gassenverzeichnis vor der Einführung der Häusernumerierung unter Maria Theresia und sollte die Orientierung in der Stadt erleichtern. Postbüchel heute sind kleine Informationsbroschüren, die neben Post- und Telefongebühren auch einen Jahreskalender enthalten.<sup>73</sup>

Die Zahl der heischenden Personen wurde bald als unzumutbar angesehen, die vornehmen Bürger fühlten sich belästigt. Durch das Einführen der sogenannten „Glückwunsch-Enthebungskarten“ im Jahr 1830 durch die Stadtbehörde sollte dieses Problem bekämpft werden: Wer Enthebungskarten kaufte, spendete für wohltätige Zwecke und war somit von jeder weiteren Spendenpflicht befreit. Heischegängern war es verboten, an Wohnungs- oder Haustüren, an denen eine solche Karte angebracht war, anzuklopfen und um Gaben zu bitten. Noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurden Enthebungskarten in verschiedenen Größen und mit unterschiedlichsten Motiven – nicht nur in Wien – verkauft.<sup>74</sup>

## Epiphanie: Christus Mansionem Benedicat

### Zur Entstehung eines Kultes

Mit dem 6. Jänner, in der evangelischen Kirche als „Epiphania“, in der katholischen als „Dreikönigstag“ bezeichnet, endet die weihnachtliche Festzeit. Häufig werden an diesem Tag zum letzten Mal die Christbaumkerzen angezündet, in manchen Gegenden Europas Kuchen mit einer Bohne oder auch einer Münze gebacken. Wer die Bohne in seinem Stück hat, hat Glück: Er darf für den Rest des Abends Bohnenkönig spielen, sich eine Königin und einen Hofstaat wählen und das Regiment im Haus führen.<sup>75</sup>

Das Wort „Epiphanie“ kommt von griechisch „epiphaneia“ und bedeutet „Erscheinung“ beziehungsweise „Erscheinung einer Gottheit unter den Menschen“. Die Christen feierten an diesem Tag vermutlich bis gegen Ende des 3. Jahrhunderts die Geburt Christi, die Feier der Erscheinung Christi auf Erden, aber auch seine Taufe im Jordan beziehungsweise nach anderen Überlieferungen auch die Ankunft der Magier sowie die Erinnerung an die Hochzeit zu Kana. Im 4. Jahrhundert wurde von Rom ausgehend die Erscheinung Christi und die Anbetung der Weisen auf den 25. Dezember verlegt, um das „heidnische“ Fest der Geburt der unbesiegbaren Sonne, des Sonnengottes „Sol Invictus“, zu verdrängen. Die anderen beiden Festmotive (Taufe und Hochzeit zu Kana) verblieben am 6. Jänner. Unter orientalischem Einfluß trennte Rom dann noch im selben Jahrhundert den Festinhalt des Weihnachtsfestes: die den „Erstberufenen unter den Heiden“, also den Magiern, zuteil gewordene Offenbarung des neugeborenen Gotteskindes wurde nun wieder am 6. Jänner gefeiert.

Heute begeht die Ostkirche am Epiphaniastag die Taufe Christi, die abendländische Kirche hingegen feiert die Ankunft der drei, oder vielleicht auch vier<sup>76</sup> – darüber war man sich nicht immer einig –, Weisen oder Magier aus dem Morgenland, die erst seit dem 6. Jahrhundert als Könige bezeichnet werden. Seit dem 8. Jahrhundert sind die aus dem Persischen kommenden Namen bekannt, die möglicherweise frei erfundenen sind und ebenso wie die Geschenke, die die Drei mitgeführt haben sollen, vor allem im Mittelalter unterschiedlichste Deutungen erfuhren.<sup>77</sup>



**Majolikaschüssel**  
**Gmunden um 1800**  
 Österreichisches Museum für Volkskunde

Die Verehrung der Heiligen Drei Könige beginnt mit dem Auffinden ihrer angeblichen Gebeine durch die Hl. Helena, die Mutter des römischen Kaisers Konstantin. Sie läßt die Reliquien nach Konstantinopel bringen, von wo sie weiter nach Mailand gelangen. Hier werden sie bis zum Jahre 1164 verehrt. Rainald von Dassel, der Erzbischof von Mainz und Kanzler Kaiser Friedrich Barbarossas, überführt die Reliquien in diesem Jahr in den Kölner Dom. Die Heiligen Drei Könige werden Stadtpatrone von Köln und verhelfen der Stadt aufgrund der immer größer werdenden Pilgerschar zu Reichtum und Ansehen.<sup>78</sup>

**Zum Sternsingerbrauchtum**

Das Nachspielen des Besuches der Magier war seit dem 10. Jahrhundert in größeren Kathedralen

üblich. Dreikönigsspiele und -umzüge wurden mit der Ausbreitung des Kultes im 14. und 15. Jahrhundert sehr beliebt.

In Österreich und Bayern ist das Sternsingerbrauchtum seit der Mitte des 16. Jahrhunderts belegt.<sup>79</sup> Für besondere Berufsgruppen wie Schiffsleute, die über den Winter arbeitslos waren, aber auch für Schüler und ihre Lehrer war das Sternsingen eine willkommene Möglichkeit des Nebenverdienstes. Während der Aufklärung wurde diese spielerische Verkündigung von der Suche des Menschen nach dem Erlöser – ebenso wie andere außerliturgische Darstellungsformen, so die Herbergssuche, Hirtenspiel oder das Neujahrssingen – verboten. Im 19. Jahrhundert erfreute sich der mittlerweile als „Dreikönigssingen“ bezeichnete

Umgang von Kindern wieder größerer Popularität, wurde aber auch in dieser Zeit als ungebetene Beteilei angesehen.<sup>80</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand eine Umdeutung des Heischebrauches bei gleichbleibendem äußeren Erscheinungsbild der Heiligen Drei Könige mit ihrem Sternträger statt: In Österreich sammelt die Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar seit 1955 jährlich für Projekte in Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien. Die „Wiederbelebung und Sinngebung eines alten Brauches, in Verbindung mit einer pädagogisch wertvollen Aktivität der Mädchen und Buben“ wurde als Ziel und Motivation für die Funktionsänderung formuliert. Mit dem Ergebnis von über ATS 42.000,- wurden im ersten „Sternsingerjahr“ drei Motorräder für Missionare in der Dritten Welt gekauft. Die Motivation der ausführenden Brauchträger – nämlich der Buben und Mädchen beziehungsweise der jeweiligen Begleitperson – ist vermutlich vielschichtiger: Auch die Perspektive, im Mittelpunkt des (Dorf)Geschehens zu stehen, besondere Kleidung anziehen und jede Menge von Süßigkeiten „als Belohnung“ in Empfang nehmen zu können, führen zu einem reibungslosen Funktionieren der Sternsinger-Aktion.

Ingeborg Weber-Kellermann attestiert allen Umzugsspielen der weihnachtlichen Zeit einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Kommunikation: Die Beteiligten sind Teil der Dorf- oder Pfarrgemeinde, sie ziehen von Haus zu Haus, spielen in der Stube vor den Mitgliedern eines Haushaltes und erhalten zum Schluß für ihre Darbietung Geld oder Süßigkeiten. Der Besuch solcher Spielgruppen wird auch als Ehre aufgefaßt, wird ein Haus ausgelassen, bedeutet dies laut Weber-Kellermann mitunter den Ausschluß aus der Dorfgemeinschaft.<sup>81</sup> Dem könnte man noch hinzufügen, daß die Segensaufschrift „19-C+M+B-99“, die soviel bedeutet wie „Christus segne dieses Haus“, an den Haustüren eines Dorfes, einer Gemeinde, den Worten Weber-Kellermanns in gewisser Weise recht gibt: Wer es nicht geschafft hat, rechtzeitig zum Besuch der Heiligen Drei Könige zuhause zu sein, ist für den Rest des Jahres – außer man bemüht sich selbst um die entsprechende Aufschrift – „gezeichnet“.

6. Jänner: Ende des weihnachtlichen Festzyklus und Ende der Mittwinterzeit.

Silvester beziehungsweise der Übergang in ein neues Jahr, wie wir ihn heute feiern, ist – das sollte hier deutlich geworden sein – kulturgeschichtlich geprägt. Manche Brauchelemente sind zurückgedrängt worden, andere haben sich gewandelt, sind auf bestimmte Art und Weise wiederbelebt worden, neue Elemente sind hinzugekommen. Perchtenläufe werden für Großstädter organisiert, Silvesterparties und -bälle finden in den entlegendsten Ortschaften statt, die Pummerin läutet für alle. Welche Elemente und Rituale wir letztlich wählen, um „gut hinüber zu rutschen“, wäre eigentlich uns selbst überlassen. Nur ganz so ist es vermutlich nicht: Der Jahreswechsel ist ein Fest, das im Spannungsfeld zwischen stereotypen Ritualen, vorprogrammierten Konsumierung auf der einen und Spontaneität beziehungsweise Freiheit in der Gestaltung des Abends auf der anderen Seite liegt. Nicht viel anders als Weihnachten.



Dreikönigsaktion 1998

Jahresbericht

Bildungsarbeit  
Projekte  
Organisation  
Finanzen  
Publizitäten

 Dreikönigsaktion  
Mittelpunkt der Katholischen Jungschar

- 1 Weber-Kellermann, Ingeborg: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Luzern – Frankfurt am Main 1978, S. 180.
- 2 Naso, Ovidius P.: Die Fasten. Hg.: Franz Bömer. Heidelberg 1957, S. 65.
- 3 Heres, Gerald: Römische Neujahrs Geschenke. In: Forschungen und Berichte 1972/14, S. 183; Scullard, Howard Hayes: Römische Feste. Kalender und Kult. (=Kulturgeschichte der Antiken Welt, Bd. 25). Mainz 1985, S. 77ff.
- 4 Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Stuttgart 1999, Sp. 859.
- 5 Der Neue Pauly, a.a.O., Sp. 859.; Heres, a.a.O., S. 183; Latte, Kurt: Römische Religionsgeschichte. München 1976, S. 132.
- 6 Spamer, Adolf: Das kleine Andachtsbild vom 14. bis zum 20. Jahrhundert. München 1930, S. 44.
- 7 Heres, a.a.O., S. 184
- 8 Alföldi, Andreas/Alföldi, Elisabeth: Die Kontorniat-Medaillons. Bd. VI/2. In: Deutsches Archäologisches Institut (Hg): Antike Münzen und Geschnittene Steine. Berlin 1990, S. 13 ff.; Heres, a.a.O., S. 184; Der Neue Pauly, a.a.O., Sp. 72f.
- 9 Eine römische Besonderheit war das Verschenken von Kontorniat-Medaillen, eine Art „Pseudomoneta“, oft künstlerisch wertvoll und aus Bronze gearbeitet. Diese fiktiven alten Münzen wiesen – entsprechend dem Anlaß – besondere Symbolik auf, wurden also nicht nur zu Neujahr, sondern auch zu an deren Anlässen hergestellt. (Alföldi, a.a.O., S. 13ff.)
- 10 Alföldi, Andreas: Tonmodel und Reliefmedaillons aus den Donauländern. Leipzig 1938, S. 317.
- 11 Alföldi, 1938, S. 313.
- 12 Die Darstellung von Horus als Kind war vor allem bei den Griechen und Römern beliebt. In dieser Erscheinung wurde Horus als Harpokrates bezeichnet. (Microsoft Encarta Enzyklopädie 1999, CD-ROM.)
- 13 Vossen, Rüdiger: Weihnachtsbräuche in aller Welt. Weihnachtszeit – Wendezeit. Martini bis Lichtmeß. Hamburg 1985, S. 70; Roscher, W.H.: Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie. Leipzig 1886-1890, Sp. 1130; Microsoft Encarta Enzyklopädie 1999, CD-ROM.
- 14 Küster, Jürgen: Wörterbuch der Feste und Bräuche im Jahreslauf (=Herderbücherei, 1177). Freiburg im Breisgau 1985, S. 132; Egger, Hanna: Glückwunschkarten im Biedermeier. Höflichkeit und gesellschaftlicher Zwang. München 1980, S. 10.
- 15 Schmitt, Albert: Augustinus-Predigten. Eine Auswahl für Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. Mannheim 1947, S. 55 ff.
- 16 Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Tübingen 1960, Sp. 1420.
- 17 Schrötter, Freiherr Friedrich von (Hg.): Wörterbuch der Münzkunde. Berlin – Leipzig 1930, S. 551f.
- 18 Unger, Theodor: Zur Geschichte der Wiener Raths- und Salvator-Pennige. In: Mittheilungen des Clubs der Münz- und Medaillenfreunde in Wien. Wien 1897, S. 2f.
- 19 Schulz, Karl: Wien und die Medaille. In: Kunsthistorisches Museum (Hg): Sonderausstellung des Münzkabinetts, Katalog 6. Wien 1991, S. 16f.
- 20 Czeike, Felix: Historisches Lexikon Wien. Wien 1995, S. 380.
- 21 Egger, a.a.O., S. 10; Czapka, Nora: Gnadenreiches Jesulein. Jesuskindverehrung in der Andachtsgraphik (=Österreichisches Museum für Volkskunde, Bd. 71). Wien o.J., S. 74; Weber-Kellermann, a.a.O., S. 184.
- 22 Egger, a.a.O., S. 7.; Witzmann, Reingard: Freundschafts- und Glückwunschkarten aus dem Wiener Biedermeier. Dortmund 1979, S. 171.
- 23 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 185 ff.
- 24 Ebd., S 189.
- 25 Ebd.
- 26 Vor dem Konzil beinhaltete der Weihnachtszyklus neun Wendefeste: Martini (11.11.), den 14.11. als Beginn der alten Fastenzeit 40 Tage vor Christi Geburt, den Andreastag (30.11.), Luzientag (13.12.), Thomastag (21.12.), das Weihnachtsfest (25.12.), Silvester bzw. Neujahr, den 6. Jänner („Epiphanie“, „Epiphaniastag“ oder auch „Erscheinung des Herrn“) und Mariä Lichtmeß am 2. Februar. (Vossen, a.a.O., S. 12ff.)
- 27 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 204 ff.
- 28 Ebd., S. 16.
- 29 Centlivres, Pierre: Die Übergangsriten heute. In: Hugger, Paul (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Bd. 1. Basel 1992, S. 224.
- 30 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 17.
- 31 Moser, Oskar: Lichterbrauch und Brotspende in Kärnten. In: Die Kärntner Landsmannschaft 1/1966, S. 2; Fink, Hans: Die „Lislnacht“. Beitrag zur Volkskunde des Sarntales. In: Der Schlern 43/7, S. 311; Vossen, a.a.O., S. 68; Küster, a.a.O., S. 16.
- 32 Gugitz, Gustav: Das Jahr und seine Feste. Bd. 2. Wien 1950, S. 235ff.; Weber-Kellermann, a.a.O., S. 22; Hörandner, Edith/Jary, Friedl: Mitfeiern! Festland Österreich. Feste – Feiern – Volkskultur. Wien – München 1983. S. 144.
- 33 Kretzenbacher, Leopold: Lutzelfrau und Pudelmutter. Ein Beitrag zur Sagenkunde des Burgenlandes. In: Burgenländische Heimatblätter 13/1951, S. 165 ff.
- 34 Hörandner, a.a.O., S. 144.
- 35 Edessa ist das heutige in der Türkei gelegene Urfa – nahe der syrischen Grenze.
- 36 Melchers, Erna: Das große Buch der Heiligen. München 1978, S. 816.
- 37 Exodus 30, 1-10.
- 38 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 19.
- 39 Burgstaller, Ernst: Lebendiges Brauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948, S. 19.
- 40 Hörandner, a.a.O., S. 87f.
- 41 Burgstaller, a.a.O., S. 21.
- 42 Grieshofer Franz J.: Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens. In: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift

- für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag (=Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 3). Wien 1978, S. 117.
- 43 Hörandner, a.a.O., S. 73.
- 44 Ebd., S. 73ff.
- 45 Zinnburg, Karl: Salzburger Volksbräuche. Salzburg 1972, S. 74f.
- 46 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 17.
- 47 Braunfels, Wolfgang: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 8. Freiburg im Breisgau 1976, S. 354 ff.; Melchers, a.a.O., S. 834f.
- 48 Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband XVI, Wien – Leipzig 1940, S. 39.
- 49 Lang, Emmerich: Gedicht. In: Gumpendorfer Pfarrblatt 39/3-4, S. 8
- 50 vgl. Victor Turner, zit.in: Schomburg-Scherff, Sylvia M.: Nachwort. In: Genep, Arnold van: Übergangsriten. Übs. Klaus Schomburg/Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt – New York 1986, S. 245.
- 51 Katervorsorge ist für die Katz. Mit Schädelweh ins neue Jahr. In: Der Standard, 30.12.1998, S. 11.
- 52 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 180.
- 53 Fochler, Rudolf: Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich. Linz 1971, S. 36.
- 54 Zinnburg, Karl: Die Salzburger Weihnachtsschützen. In: Salzburger Heimatpflege. Berichte, Mitteilungen, Brauchtumskalender 4/3 (1980), S. 60f.
- 55 Hörandner, a.a.O., S. 87; Becker, Michael: Das Salzburger Aperschnalzen. In: Salzburger Heimatpflege. Berichte, Mitteilungen, Brauchtumskalender 1/1 (1977), S. 59.
- 56 Klenk, Edith: Lärmbrauchtum: Weihnachten und Neujahr-Anschießen mit besonderer Berücksichtigung des Schießens vor Mädchenfenstern zu Neujahr. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 3. Lfg./1968, Bl. 47 (Kommentar), S. 1 ff.
- 57 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 181.
- 58 Stahel, Urs: Fortschrittsfest, Freizeitvergnügen, Massensuggestion. In: Kohler, Georg (Hg.): Die schöne Kunst der Verschwendung. Fest und Feuerwerk in der europäischen Geschichte. München 1988, S. 161ff.
- 59 Feuerwerk-Info. In: Der Kurier. 31.10.1999, S. 20.
- 60 Wolf, Helga Maria: Das Brauchbuch. Alte Bräuche, Neue Bräuche, Antibräuche. Wien 1992, S. 30f.
- 61 Dieman-Dichtl, Kurt: Wiens goldener Klang. Geschichten um die Wiener Philharmoniker und ihr Neujahrskonzert. Wien – München 1996, S. 72; Hörandner, a.a.O., S. 146.
- 62 Schmidt, a.a.O., S. 40.
- 63 Duden: Das Herkunftswörterbuch. Mannheim 1989, S. 554.
- 64 Schulz, a.a.O., S. 9.
- 65 Spamer, Adolf: Das kleine Andachtsbild vom 14. bis zum 20. Jahrhundert. München 1930, S. 43 ff.
- 66 Biedermann, Hans: Knaur's Lexikon der Symbole. München 1989, S. 394f.; Heinz-Mohr, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. München 1992, S. 261f.; Freihs, Roman: Glück und Leid der Schweine. In: Der Standard, 30.12.1997, S. 7.
- 67 Burgstaller, Ernst: Österreichisches Festtagsgebäck. Wien 1958, S. 127.
- 68 Schmidt, a.a.O., S. 40.
- 69 Clausen, Gisela: Schenken und Unterstützen in Primärbeziehungen. Materialien zu einer Soziologie des Schenkens. (=Europäische Hochschulschriften XXII, Bd. 213), Frankfurt am Main 1991, S. 7.
- 70 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 47.
- 71 Volaucnik, Christoph: Archivalische Notizen zum Brauchtum im Vorarlberger Oberland. In: Bludenzer Geschichtsblätter 49 (1999), S. 13.
- 72 Witzmann, a.a.O., S. 170.
- 73 Czeike, Felix: Historisches Lexikon Wien. Wien 1995, S. 375ff.
- 74 Witzmann, a.a.O., S. 170.
- 75 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 192.
- 76 Frühchristlichen Malereien in Katakomben zeigen häufig eine vierte Person. Erst später wurde aufgrund der drei Geschenke auf die gleiche Zahl der Könige geschlossen (Melchers, a.a.O., S. 22).
- 77 So bedeutet Kaspar in einer Interpretation auf persisch „Schatzmeister“, Melchior auf hebräisch „Lichtkönig“ und Balthasar auf hebräisch „Fürst des Glanzes“ oder auch „Gottesschutz“. Gold sei das Geschenk an einen König, Weihrauch jenes zur Verehrung Gottes an seinem Altar und Myrrhe zur Vorbereitung der Einbalsamierung des Körpers nach dem Tod. (Fochler, Rudolf: Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich. Linz 1971, S. 37; Microsoft Encarta Enzyklopädie 1999, CD-ROM.)
- 78 Melchers, a.a.O., S. 22f.
- 79 Hörandner, a.a.O., S. 113.
- 80 Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschaft (Hg.): Grundsätzliches (=Sternsingermappe Dreikönigsaktion 1986); Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste im Christlichen Jahreslauf: Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Wien 1993.
- 81 Weber-Kellermann, a.a.O., S. 65 ff.

## Franz Grieshofer Perchten – Maskengestalten der Mittwinterzeit

*Die Mittwinterzeit bildet einen wichtigen Abschnitt im Jahreslauf. Sie umfaßt jene Übergangszeit während der Wintersonnenwende, die den Menschen zu allen Zeiten in besonderer Weise sensibilisierte. Sie läßt ihn einerseits seine endliche Existenz, seine Ausgesetztheit spüren, ihn andererseits aber voll Hoffnung das Kommende erwarten. Die Aussicht auf den Sieg der Sonne über die Dunkelheit gab in der antiken wie in der germanischen Welt Anlaß, die Tage rund um die Wintersonnenwende mit ausgiebigen Gelagen zu feiern. Durch die Übertragung des Weihnachtsfestes auf diesen Termin erfuhren das Julfest wie die Saturnalien eine christliche Umdeutung. Je nach Tradition bilden seither das Geburtsfest Christi oder Epiphanie den Höhepunkt der Mittwinterzeit. In der Erinnerung lebt diese kultische Festzeit in den „Zwölfen“ jedoch fort, aus der besonders jene rauhen Tage und Nächte hervorragen, die nach dem alten Kalender Anfang und Ende markieren.*

*So ist es auch kein Zufall, daß gerade an jenen Tagen der Mittwinterzeit, die voller Vorbedeutung für das kommende Jahr sind, eine Vielzahl unterschiedlicher Maskengestalten auftreten. Es handelt sich dabei vordergründig um Personifizierungen der jeweiligen Kalenderheiligen. Ihr Auftreten soll nicht nur dazu dienen, sich den Termin ins Gedächtnis zu prägen, sondern auch helfen, dem Vorbild nachzueifern. Das beginnt in der Adventzeit mit dem Erscheinen des hl. Nikolaus und seiner dunklen Begleiter und endet mit der Verbrennung des Faschings am Vorabend der Fastenzeit. Neben den Heiligen begegnen uns in der Mittwinterzeit aber auch eine Reihe mythischer Wesen und zwar sowohl in realer Maskengestalt als auch in der glaubensmäßigen Vorstellungswelt. Sie sind gekennzeichnet durch ihre ambivalente Erscheinungs- und Verhaltensweise, die gleichermaßen das Helle und Dunkle, das Schöne und das Häßliche, Tod und Leben, Verderben und Fruchtbarkeit einschließt.*

*Unter diesen Brauch- und Glaubensgestalten nimmt die Percht eine besondere Stellung ein. Wie die Karten im Österreichischen Volkskundatlas<sup>1</sup> zeigen, tritt die Percht unter der Bezeichnung Frau Bercht, Berchtlfrau, Berchtlmuada, Perschtl, Berigl, Bechtra, Bechtrababa, Stampa, Sampa, Zampermutta, Pudelfrau oder Rauhweib im gesamten alpinen Raum auf.<sup>2</sup> Ihr Haupttermin ist die Nacht vom 5. auf den 6. Jänner, die auch als Perchtennacht bezeichnet wird. Als weißverhüllte Frauengestalt erscheint sie als Lutzl jedoch bereits am 13. Dezember, der vor der Gregorianischen Kalenderreform als der Tag der Wintersonnenwende galt und der im Kalender mit der Lichtgestalt der hl. Lucia besetzt wurde.<sup>3</sup> In der Regel begegnet uns die Percht jedoch als häßliche, in Pelz gehüllte, langhaarige Jahresalte. Charakteristisch für die Percht ist auch die lange Nase. Dieses Merkmal wird bereits im Mittelalter von Hans Vintler in dem Gedicht „Blumen der Tugend“, in dem er sich gegen den Aberglauben an die Frau Bercht mit der eisernen Nas wendet, hervorgehoben und in einem Holzschnitt bildlich veranschaulicht. Man denkt dabei unwillkürlich an die Schnabelperchten von Rauris. Weitere typische Attribute der Percht sind der Buckelkorb sowie Schere oder Messer zum Bauchaufschneiden und Augenausstechen. Ersteren benötigt sie - wie uns in den Erzählungen berichtet wird - zum Einsammeln der ungetauft verstorbenen Kinder. Die Percht gilt nämlich als Seelenführerin, als Anführerin des Totenheeres (der Wilden Jagd), und als Schicksalsfrau, deren Wohlwollen es durch die Bereitstellung von sogenannten Perchtenspeisen zu erringen gilt. Als Hüterin der häuslichen Ordnung achtet sie auf die Einhaltung des Arbeitsverbotes in den „heiligen Nächten“ und auf Reinlichkeit. Den Spinnerinnen begegnet sie als Spinnstube-frau. In Stellvertretung der Hausleute und der Eltern übt sie ihre Kontrolle unter Androhung drastischer Strafen aus, andererseits winkt bei Wohlverhalten entsprechender Lohn in Form von Nüssen und Obst. Auf diese Instrumentalisierung der Percht zum Zweck sozialer und pädagogischer Reglementierung verweist insbesondere Helmut Fielhauer in seiner ungedruckten Habilitationsschrift.<sup>4</sup>*

Die Percht stand schon früh im Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses. Man denke nur an Jakob Grimm<sup>5</sup>, Andreas Schmeller<sup>6</sup> oder an Viktor Waschnitius mit seiner Arbeit über „Percht, Holda und verwandte Gestalten“.<sup>7</sup> In zeitlichem Abstand folgten weiters Eberhard Kranzmayer<sup>8</sup> und Richard Wolfram.<sup>9</sup> Sie bezogen ihre Deutungsmuster aus der Ambivalenz der Perchtengestalten und betonten primär ihre Rolle in dem angeblich von Männerbünden getragenen Toten- und Vegetationskult. Erst eine durch Hans Moser<sup>10</sup>, Hans Schuhladen<sup>11</sup> und Marianne Rumpf<sup>12</sup> vertretene historische Betrachtungsweise vermochte eine Erklärung für die unterschiedlichen Erscheinungsweisen der Perchten zu liefern und ihre Funktion zu beleuchten.

Einen ersten Ansatzpunkt bietet die Deutung des Wortes Percht. In den Mondseer Glossaren aus der Zeit um 1000 taucht erstmals der Ausdruck „Giperchtemnaht“ als deutsche Entsprechung für das griechische Epiphanie auf. In ihm steckt das althochdeutsche Wort „peraht“ (=hell, glänzend), das sich auf die Erscheinung des Herrn und auf das damit einhergehende neue Licht bezieht. Wie Marianne Rumpf nachweist, handelt es sich bei der Percht aber um keine Personifizierung des kirchlichen Hochfestes am 6. Jänner, sondern um eine Namensübertragung auf eine seit der Antike zum Jahresanfang auftretende verführerische, in prächtige Gewänder gekleidete weibliche Maskengestalt. In der *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine können wir lesen, daß vor Zeiten die Heiden am ersten Tag des Jahres viel abergläubische Sitten und Gebräuche begingen. „Sie glauben,“ laut Augustinus, „an einen Gott Janus, der wurde an diesem Tage zu allermeist geehrt; sie bildeten ihn mit zwei Angesichtern, eines hatte er hinter sich, das andere nach vornen, denn er bedeutete das Ende des alten und den Beginn des neuen Jahres. Sie trieben an diesem Tage viel wunderliche Vermummung; etliche steckten sich in Tierfelle, etliche setzten Tierhäupter auf, damit ward erzeiget, daß nicht nur ihr Kleid, sondern auch ihr Sinn tierisch sei. Andere zogen Weiberkleider an und schämten sich nicht, ihre ritterlichen Arme in weichliches Frauengewand zu hüllen....“ Das Mittelalter sah in dieser heidnischen „Luxuria“, auf die man die Bezeichnung „Percht“ übertrug, eine Allegorie der Eitelkeit und des sündhaften Kleiderluxus. Fortan diente die „domina Berhta“, von der erstmals in einem Traktat aus Oberaltaich zu hören ist, als abschreckendes Beispiel. In zahlreichen geistlichen Schriften, sogenannten Lasterlehren, Strafpredigten und Gewissensspiegeln prangerte die Kirche das Verhalten der Percht als Sünde an und drohte mit dem Teufel, der sich im Brauch nun zur Percht gesellte.

Als im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts das Herumlaufen der „schiachen“ Masken überhand nahm, suchte die geistliche Obrigkeit dem wilden Treiben durch Verbote beizukommen, hatte damit aber wenig Erfolg. Mit dem Erwachen eines neuen Interesses an den Äußerungen des Volkes änderte sich im 18. Jahrhundert allerdings die Einstellung gegenüber dem Perchtentreiben. Dementsprechend mutierte das Perchtenlaufen und -springen zum possierlichen Perchtentanz der Tresterer und Stelzengeher beziehungsweise zum großartigen Repräsentations- und Schaubrauch. Seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheinen die „Schönperchten“ im Salzburger Pongau mit den auch heute noch üblichen imposanten Kopfaufsätzen, begleitet und gestützt von den „Gesellinnen“ und umschwärmt von den teuflerischen und pelzvermummten „Schiachperchten“.<sup>13</sup> Auch die „Glöckler“ im Salzkammergut erhalten in dieser Zeit ihre transparenten, lichtdurchfluteten Kappen.<sup>14</sup>

Gegenwärtig erlebt das Perchtenwesen eine neue Entwicklungsphase.<sup>15</sup> In den letzten Jahrzehnten entstanden nämlich in Salzburg, in Osttirol und in Oberkärnten eine große Zahl neuer geschnitzter Grotteskmasken vom Typus der „Schiachperchten“, die weiterhin am 5. Jänner lärmend die Straßen und Plätze unsicher machen. Sie sind der Beweis für das Anhalten eines blühenden Perchtenbrauches, von dem man am Beginn eines neuen Jahres gerne glauben möchte, daß durch seinen Lärm das Böse vertrieben, durch das Licht der Glöcklerkappen die Sonne gestärkt und durch das Gestampfe der Tänzer die Vegetation geweckt werden könnte.

- 1 *Hornung, Maria und Monika Habersohn: Bezeichnung für Perchtengestalten in Brauch, Volksglaube und/oder Erzählung. Österr. Volkskundeatlas, 6. Lfg./1979, Bl. 112; Wolfram, Richard und Monika Habersohn: Perchtengestalten im Brauchtum. Österr. Volkskundeatlas, 6. Lfg./1979, Bl. 114*
- 2 *Percht(e), Perchtel: in Wörterbuch der bayerischen Mundarten in Österreich. Österr. Akad. d. Wissenschaften, Wien 1976, Sp. 1035-1044*
- 3 *Kretzenbacher, Leopold: Santa Lucia und die Lutzlfräulein. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südeuropas. (Südosteurop. Arbeiten, Bd. 35, 1959, 128 ff.)*
- 4 *Fielhauer, Helmut P.: Mittwintermasken in Niederösterreich. Wien, unveröffentl. Habil.*
- 5 *Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie. Göttingen 1854, 3. Ausg., 250 f.*
- 6 *Schmeller, Andreas: Bayerisches Wörterbuch. 2. Ausg., München 1872 (zit. nach Ausg. Leipzig 1939, Bd. 1, Sp. 269-272)*
- 7 *Waschnitius, Viktor: Percht, Holda und verwandte Gestalten. Wien 1913 (= Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissenschaften, phil.hist.Klasse, Bd. 174)*
- 8 *Kranzmayer, Eberhard: Name und Gestalt der „Frau Bercht“. im süddeutschen Raum (Bayerische Hefte für Volkskunde, 12, 1940, 55-59)*
- 9 *Wolfram, Richard: Percht und Perchtengestalten. Kommentar zum Österr. Volkskundeatlas, 6. Lfg./1979*
- 10 *Moser, Hans: Kritisches zu Tradition und Dokumentation des Perchtenlaufens. In: H. Moser: Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. München 1985, 41-57*
- 11 *Schuhladen, Hans: Zur Geschichte von Perchtenbräuchen im Berchtesgadener Land, in Tirol und Salzburg vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. (Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde, 1983/84, 1-29)*
- 12 *Rumpf, Marianne: Perchten. Populäre Glaubensgestalt zwischen Mythos und Katechese. Würzburg 1991 (=Quellen und Forschungen zur Europ. Ethnologie, Bd. XII)*
- 13 *Grieshofer, Franz: Die Gestalt der Bercht und ihre Erscheinungsformen in Österreich. In: Salzburger Perchtenbrauch. Tagungsband zum Salzburger Perchten-Symposium Hohenwerfen 1992. Salzburger Volkskultur, 49-63*
- 14 *Grieshofer, Franz: Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens. In: volkskultur - Mensch und Sachwelt. Festschrift f. Franz C. Lipp zum 65. Geb. Wien 1978, 113-122 (= Sonderschriften des Vereins f. Volkskunde, Bd. 3)*
- 15 *Hutter, Ernestine und Fritz Hörmann: Maske, Mystik, Brauch. Perchten im Salzburger Land. Werfen 1992; Salzburger Perchtenbrauch. Tagungsband zum Salzburger Perchten-Symposium Maske, Mystik, Brauch. Burg Hohenwerfen, 13. bis 15. November 1992. Hg. Salzburger Volkskultur*

## Der Luzientag

Die Tage um den 13. Dezember waren vor und zum Teil noch nach der gregorianischen Kalenderreform der Zeitpunkt der Wintersonnenwende. Der kürzeste Tag und die längste Nacht des Jahres hatten deshalb die Bedeutung eines Neuanfangs und waren mit Los- und Orakelbräuchen verbunden. Der 13. Dezember ist zudem mit zwei Figuren besetzt: Die volkskundliche Brauchforschung unterscheidet zwischen einer weiblichen dämonischen Figur (Gustav Gugitz bezeichnet sie als „Frau Luze“), die in Österreich, Teilen Deutschlands, in Böhmen, Ungarn und auch Schweden in unterschiedlichen Ausprägungen ihr Unwesen trieb und dem Kreis der perchtenartigen weiblichen Mittwintergestalten zugeordnet wird, und der Hl. Luzia, einer standhaften christlichen Märtyrerin. Nach einer allgemein verbreiteten Theorie wurde die Hl. Luzia von Syrakus bewußt am 13. Dezember von der Kirche eingesetzt, um vorchristliche „Erscheinungen“ wie die Frau Luze zu bekämpfen. Luzia, „die Leuchtende“ und Schutzpatronin des Augenlichts, sollte nun Licht in die dunkelste aller Nächte bringen. In bestimmten Gebieten Europas wird Luzia noch heute besonders verehrt: In Schweden beispielsweise bringt die „Lussibrud“ (Luziabraut), geschmückt mit einem Kranz aus Preiselbeerzweigen und brennenden Kerzen, am Morgen des 13. Dezembers Kaffee und Weizenbrot. Ihr Erscheinen soll Freude und Glück verbreiten.<sup>32</sup>

Für das Burgenland und die umliegenden Gebiete beschreibt Leopold Kretzenbacher zwei Figuren, die am Tag der Hl. Luzia beziehungsweise auch zu anderen Terminen auftauchen. In den Gemeinden rund um Dreihütten und Stuben bedroht das sogenannte „Lutscherl“ als häßliche dicke Hexe mit zottigem Fell und Gänsefüßen nicht nur zur Mittwinterzeit Waldspaziergänger und Hirten. Diese Figur – die auch in der Oststeiermark bekannt ist und hier schlimme Kinder verfolgt – droht ihren Opfern ein Stück Ferse abzuschneiden. Als zweite ähnliche Gestalt nennt Kretzenbacher die „Pudelmutter“, die Kindern aber nicht nur droht, sondern auch für gutes Verhalten belohnt. Je nach Gebiet ist die Pudelmutter eine weiß gekleidete ältere Frau oder ähnlich zottelig wie die „Lutscherl“ und entweder

am Luzientag, am Vorabend zu Dreikönig oder auch als Begleiterin des Hl. Nikolaus am 6. Dezember unterwegs.<sup>33</sup>

Edith Hörandner hingegen erwähnt für das Burgenland lediglich weiß gekleidete und verhüllte „Luzeln“, die mit einem Kochlöffel bestückt am Vorabend des 13. Dezember in Unterwart schweigend die Häuser betreten. Dieses Schweigen ist ein Charakteristikum der Umzugsmasken allgemein – ebenso wie das Sprechen mit verstellter Stimme.<sup>34</sup>

### **Thomastag –**

#### **Lostag und erste der vier Rauh Nächte**

Seit der Kalenderreform ist der 21. Dezember der kürzester Tag im Jahr und Zeitpunkt der Wintersonnenwende. Obwohl der Festtag des Apostel Thomas, der Translationstag seiner Gebeine von Indien nach Edessa<sup>35</sup> im Jahre 232, nach dem II Vatikanischen Konzil 1969 auf den 3. Juli vorverlegt wurde, ist die Bezeichnung „Thomastag“ für den 21.12. erhalten geblieben.<sup>36</sup> Die Thomasnacht, in der auch Perchtengestalten umgingen, ist in Bayern und Österreich neben Weihnachten, Neujahrs- und Dreikönigsnacht die erste der vier „Rauch-“ oder „Rauh Nächte“, die somit in die Zeit der Zwölften fallen. Das Räuchern mit bestimmten Hölzern und Zugaben wie Weihrauch galt als Schutz gegen böse Geister. Bereits im Alten Testament wird das Rauchopfer erwähnt: Mose erhielt von Gott Anleitungen, wie das Räuchern während Kulthandlungen vorzunehmen sei.<sup>37</sup> Ob die Bezeichnung „Rauh Nächte“ nun von den rauen Nächten, der dunkelsten Zeit des Jahres oder vom Ausräuchern von Haus und Stall gegen böse Geister und Viehkrankheiten herrührt – darüber ist sich die volkskundliche

che Forschung nicht einig.<sup>38</sup> Ernst Burgstaller beispielsweise stellt die Ableitung des Begriffes vom Brauch des Räuchergehens in Frage, „in Wahrheit stammt die Bezeichnung von den „Rauhen“ und „Unholden“, die man geistig und, wie viele Maskenbräuche zeigen, auch körperhaft in dieser Zeit besonders unterwegs glaubt.“<sup>39</sup>

Neben dem Räuchern wird heute in manchen Gebieten Österreichs auch das Rauh nachtsingen praktiziert. Im Oberen Mühlviertel ziehen – allerdings nicht jedes Jahr – am 4. Jänner Maskierte, Musikanten und Reiter von Hof zu Hof und künden die sogenannten „Rauh nachtsänger“ für den nächsten Tag an. Trägerschicht dieses „Verschreiens“ ist zumeist die ortseigene Feuerwehr. Beim eigentlichen Rauh nachtsingen, bei welchem auf das Ende des Winters und den Jahresbeginn hingewiesen wird, treten verschiedene Figuren auf, darunter ein „Platzmacher“ in Uniform, ein bischöflich gekleideter „Vorangeher“, ein „Sternreiber“, ausgestattet mit einem drehbaren Stern, Hausierer und Berufsgruppen wie Friseur oder Pfannenflicker.<sup>40</sup>

Die volkskundliche Brauchforschung schreibt dem Thomastag häufig eine intensive Auseinandersetzung mit der Zukunft zu. So beschreibt Ernst Burgstaller für Oberösterreich das Zwetschken- und Weichselbaumschütteln der ledigen Mädchen während des Ave-Läutens beziehungsweise Schicksalsbefragungen im Haus wie „Hüatlleben“, „Häferlgucken“ und „Pantoffelwerfen“. Man erhoffte sich davon Antworten auf Fragen nach den wesentlichen Dingen des Lebens. Da die meisten Zukunftsbefragungen der Teilnahme anderer bedurfte, verbrachte man zusätzlich einen unterhaltsamen Abend in Gesellschaft. Zu Thomas begann auch die Zubereitung von Kultspeisen – in Oberösterreich das Störi- und Kletzenbrot –, von denen man sich Segen für Haus und Familie erhoffte.<sup>41</sup>

### **Epiphaniastag**

Der 6. Jänner, der aufgrund seiner historisch unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen verschiedene Bezeichnungen trägt („Hoch- Groß- oder Bauernneujahr“), bildet einen weiteren Höhepunkt im weihnachtlichen Festzyklus. Am Abend des



**Bettwärmer, auch als Räucher- oder Glutpfanne verwendet Südtirol, 19. Jhd.**

Österreichisches Museum für Volkskunde

**Kathrin Pallestrang**  
**Fische und Schweinchen.**  
**Speisen zu Silvester und Neujahr**

*Silvester und Neujahr sind besondere Zeiten. Sie unterbrechen den Alltag und werden durch mehr oder weniger feststehende, den Ausübenden vertraute Festelemente strukturiert. Zu diesen Elementen gehören auch besondere Speisen, die eben mit der Jahreswende verbunden werden. Schweinchen und Kleeblätter aus Marzipan, Schokofliegenpilze und -münzen oder Biskuits in Fischform verbinden wir heute mit diesem Termin, weil wir es so gelernt haben, weil es zu Silvester eben „dazugehört“ und weil diese Eßwaren unsere Wünsche fürs Neue Jahr symbolisieren. Neben diesen allgemein gültigen Nahrungsmitteln gibt es, wie bei jedem Brauch, familieninterne Gewohnheiten<sup>1</sup>, darunter auch etliche, die für viele Familien gleichermaßen von Bedeutung sind, wie etwa das Krapfenessen, das Essen eines Schweinskopfes oder die Bereitung eines Fondues; diese Gerichte sind aber nicht allgemein verbindlich. Unzählige Kochbücher liefern heute Vorschläge, wie ein Silvestermahl gestaltet werden kann und viele Hotels und Restaurants bieten Galadiners an, die die Gäste in luxuriösem Rahmen ins neue Jahr geleiten sollen. Die Wahl bestimmter Speisen verdeutlicht also die Besonderheit von Festzeiten, und ob ihres Zeichencharakters geben diese Speisen Auskunft über den Charakter eines Festes, das etwa üppiges Schlemmen oder eben Fasten vorschreibt.*

*Wer nach Gerichten fragt, die in früheren Zeiten die Jahreswende anzeigten, wird auf Schwierigkeiten stoßen, die bei der Untersuchung des historischen Silvesters und Neujahrs überhaupt auftreten. Ältere Quellen enthalten nur sehr ungenaue Angaben darüber, wer wann den beschriebenen Brauch ausübte. In den meisten Fällen wird nicht gesagt, in welcher sozialen Schicht, welche Speisen gegessen wurden, für welche Gegend dies gilt, für welchen Zeitrahmen und auch nicht, ob Männer oder Frauen gleichermaßen beteiligt waren. Des öfteren finden sich hingegen fragwürdige Herleitungen eines Ritus, die aus heutiger Sicht nicht nachvollziehbar sind und sich auch nicht belegen lassen. Gerade Formen von Gebäubrotten, also speziell geformten Broten, werden häufig Kelten oder Germanen zugeschrieben, mit Flur- und Walddämonen oder bösen Geistern in Verbindung gebracht. Diese Herleitungen finden sich häufig auch in neuen Werken zum Thema, da sie ohne zu hinterfragen ältere zitieren, vielleicht auch weil sie ein geheimnisvolles, dunkles Moment einbringen wollen, das bei der reinen Betrachtung der Fakten nicht gegeben ist.*

*Was sich aus der vielfältigen Literatur herausfiltern läßt, ist, daß Silvester in vielen Orten ein Fasttag war, am Neujahrstag aber üppig gegessen wurde, wobei das Krapfenessen in manchen Gegenden üblich war.<sup>2</sup> Fische und Schweine als Gericht sind ebenfalls erwähnt.<sup>3</sup> Relativ gut untersucht, sind die Gebäubrote, die an diesem Termin gebacken beziehungsweise verschenkt wurden. Das Wort wurde von E. L. Rochholz im 19. Jahrhundert geprägt, der damit handgeformte Gebäckarten in Symbolform meinte.<sup>4</sup> Leopold Schmidt berichtete 1940 vom Wiener Brauch am Silvesterabend einen Fisch aus Lebkuchen zu essen, wobei mit dem Schwanzende begonnen werde. Ernst Burgstaller nennt Gebäckfische auch für Niederösterreich und Oberösterreich, die an die Dienstboten verteilt wurden.<sup>5</sup> Ob ein Zusammenhang zum jüdischen Rosch Haschanah-Fisch besteht, wurde noch nicht untersucht. Heilige der Jahreswende waren ebenfalls Motive auf Lebkuchen.<sup>6</sup> Neujahr war einer der möglichen Termine, an denen Kinder von ihren Paten Geschenke, auch in Form von Gebäubrotten erhielten. In Oberösterreich gab es in vielen Bezirken geflochtene Striezel für Buben und Kränze für die Mädchen. Nicht nur für Patenkinder, sondern auch als Neujahrsgeschenke in der Familie oder unter Bekannten wurden stern-, schnecken- und spiralförmige Brote hergestellt, von denen bei Burgstaller das neunspeichige „Neujahr“ aus dem Mühlviertel hervorgehoben wird, das er als ein Symbol für die Jahreswende deutet.<sup>7</sup>*



- 1 Familie soll hier nicht allein als Kernfamilie verstanden werden.
- 2 Burgstaller, Ernst: *Österreichisches Festtagsgebäck*. Wien 1958, S. 129. Heß-Haberlandt, Gertrud: *Das liebe Brot. Brauchtümliche Mehlspeisen aus dem bäuerlichen Festkalender*. Wien 1960, S. 35; Horn, Erna: *Das altbayrische Küchenjahr. Ein kulinarischer Kalender*. Passau 1974, S. 303.
- 3 Burgstaller 1958, S. 127; Horn 1974, S. 303.
- 4 Carius, Inge: *Gebildbrot – Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf*. Königstein/Taunus 1982, S. 3.
- 5 Schmidt, Leopold: *Wiener Volkskunde. Ein Aufriß* (=Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband 16). Wien u. Leipzig 1940, S. 40; Burgstaller 1960, S. 126 u. 127.
- 6 Rath, Elfriede: *Vom Essen und Trinken*. In: Mais, Adolf (Hg.): *Österreichische Volkskunde für jedermann*. Wien 1952, S. 217.
- 7 Brugstaller 1958, S. 126-128.

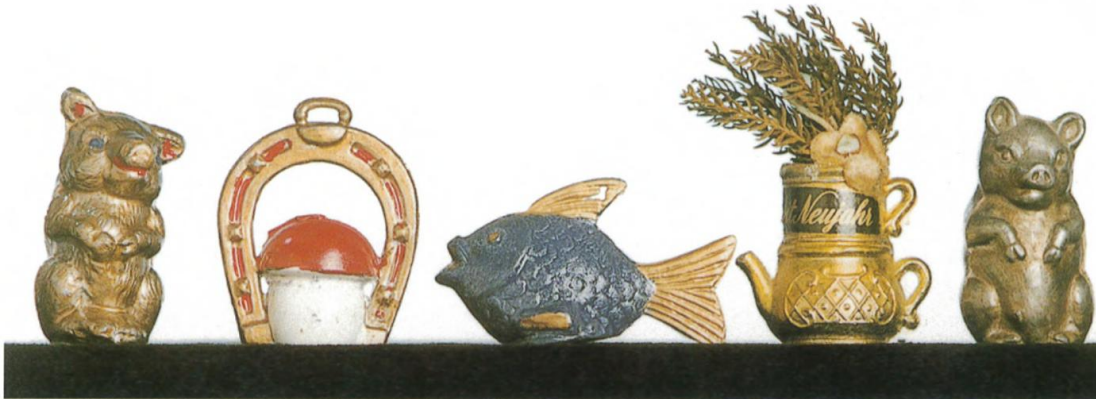
## **Brigitte Rauter**

### **Für eine Handvoll Blei in die Zukunft blicken – Orakelbrauch zu Silvester**

*Der Zeitpunkt des Jahreswechsels wurde seit der Antike als eine besondere Zeit betrachtet. Die Vorstellung, daß etwas vergangen ist und etwas Neues beginnt, evozierte bei den Römern beispielsweise den Brauch, an Neujahr den Gott Janus, den Gott des örtlichen und zeitlichen Eingangs, mit seinen zwei Gesichtern zu ehren.<sup>1</sup> Silvester und Neujahr sind Zeiten des Übergangs: das alte Jahr wird verabschiedet und das neue begrüßt. Der Blick auf das kommende Jahr schließt den Wunsch und die Hoffnung ein, daß dieses besser werde als das vergangene. Der Beginn des Jahres gilt daher als sensible Zeit, die Menschen wissen von Zeichen, die auf ein gutes oder schlechtes Jahr schließen lassen. Das „Erste“, etwa die erste Begegnung am Neujahrstag, unterliegt der Deutung. Dieses „Angangsmotiv“, so der volkskundliche Terminus, ist weit verbreitet, in englischsprachigen Ländern ist es als „first foot(ing)“ bekannt. Von der ersten Person, die im neuen Jahr das Haus betritt, wird auf das Glück des Hauses und seiner Bewohner geschlossen. Je nach Bekanntheit, Geschlecht oder auch Haarfarbe wird die Person als gutes oder ungünstiges Zeichen gedeutet.<sup>2</sup>*

*Bis in die Zeit des frühen Christentums waren Methoden der Zukunftsschau anerkannt und wurden öffentlich praktiziert: das Beobachten der Natur, das Würfeln, das Kartenlegen, das Buchorakel und andere Praktiken. Von der christlichen Kirche wurden einige jedoch zusehends als Aberglauben abgelehnt und unter Strafe gestellt. Manche Methoden waren aber auch innerhalb der Kirche weit verbreitet, etwa das Bibellosen: Es wurde zum Beispiel die Bibel an einer beliebigen Stelle aufgeschlagen und die gefundene Textstelle gedeutet. Losen meint eine Handlung, ein Arrangement, um etwas Verborgenen auf die Spur zu kommen und es zu deuten.<sup>3</sup> Auch die Jahreswende galt als Orakeldatum und wurde vielfältig genutzt, um einen Blick in die Zukunft beziehungsweise auf das nächste Jahr zu werfen.*

*Exemplarisch sei das Bleigießen herausgegriffen, es zählt heute zu den bekanntesten und beliebtesten Orakelbräuchen an Silvester: Dabei wird ein aus Blei gefertigtes Glückssymbol – Hufeisen, Fliegenpilz, Schwein, Rauchfangkehrer, Geldsack und andere – auf einem Löffel über eine Flamme gehalten und, wenn das Stück vollkommen geschmolzen ist, in kaltes Wasser geschüttet. Die gegossene Figur wird dann gedeutet. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens gibt an, daß „früher“ auch Wachs, Talg und Eier hierfür verwendet wurden.<sup>4</sup> Die Frage nach der Herkunft des Bleigießens ergibt keine befriedigenden Antworten, denn einschlägige Brauchbücher berichten von einem angeblich „uralten“ Brauch. Viel mehr Informationen enthalten sie leider nicht. Ein früher Hinweis findet sich bei Thomas von Aquin (1225-1274), der in seiner Abhandlung gegen den Aberglauben das Bleigießen als einen abergläubischen Orakelbrauch ablehnend erwähnt. Informationen über das Orakelwesen enthalten vor allem kirchlich-religiöse Schriften, etwa Disziplinar- oder Bußordnungen, oder auch weltliche Rechtsbelehrungen und Strafverordnungen, die gegen solche Formen des Aberglaubens wettern. Sie zeigen auf, daß „Götzendienst, Wahrsagen, Zauberei“ und anderes unter Strafandrohung verboten waren.<sup>5</sup> Die mittelalterlichen Quellen geben jedoch nur spärlich Hinweis auf den Gebrauch des Bleigießens. Dieter Harmening hat diese Literatur untersucht und stellt hinsichtlich des Bleigießens fest: „Das Bleigießen wird in der kirchlichen Ordnungsliteratur an keiner Stelle erwähnt; es dürfte demnach erst später, aus griechischer Orakelpraxis übernommen, gebräuchlich geworden sein.“<sup>6</sup> Dabei ist aber Vorsicht geboten, denn ob diese Verordnungen nun die Wirklichkeit wiedergeben oder sie erst schaffen, etwa um Druck auf die Gläubigen auszuüben, läßt sich heute nicht mehr sagen.*



Bleigießformen, 1. Hälfte 20. Jhd.  
Privatbesitz

*Heute ist das Bleigießen als gesellige Unterhaltung am Silvesterabend sehr beliebt, es dient quasi als Überbrückung bis Mitternacht. Gemeinsam wird über die gegossenen Formen gerätselt. Für ihre Deutung finden sich in einem Lexikon folgende Vorschläge: „Sterne bedeuten Glück, Kreuze hingegen ein leidvolles Jahr, menschliche Gestalten und Säckchen Reichtum, Tiere den Tod. (...) So künden Nägel vom Dasein als Schreiner und baumartige Figuren vom Leben als Gärtner. Schließlich ist das Bleigießen noch immer als Liebesorakel sehr beliebt: Ein Kranz soll Hochzeit im selben Jahr voraussagen, aus Buchstaben soll man den Namen des Zukünftigen erraten können und aus anderen Formen dessen Beruf. So verrät ein Hammer die Heirat mit einem Handwerker.“<sup>7</sup>*

1 Harmening, Dieter: *Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters*. Berlin 1979, S. 121-122.

2 *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 4. Berlin – New York 1984, Sp. 283.

3 Harmening 1979, S. 103, 191 u. 195.

4 „Neujahr“ in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 6. Berlin – Leipzig 1927-42, Sp. 1040.

5 Harmening 1979, S. 67.

6 Harmening 1979, S. 192.

7 Wehr, Christian: *Lexikon des Aberglaubens (=Heyne Sachbuch, 19/190)*. München 1992, S. 39.

## The Making of 2000 Zur Konstruktion eines Übergangs

Birgit Johler  
Kathrin Pallestrang  
Brigitte Rauter

Wenn die Faszination am Jahrtausendwechsel ebenso schnell abklingt wie jene an der Sonnenfinsternis am 11. August 1999, laufen Produkte und Firmen, die 2000 im Namen tragen, mit dem Datumswechsel ab. Dennoch: 2000 fasziniert als Symbol für die Zukunft, für Emporstreben und Vorwärtskommen. Die vier neuen Ziffern stehen für den Übergang in einen neuen und besseren Zeitabschnitt. Aber nicht nur Limited 2000-Editions, Jubiläumsausgaben und Jahrtausend-Devotionalien tragen bei zum Hype, sondern auch die Medien mit ihren Rückblicken auf Jahrtausende und Jahrhunderte, ihren Hinweisen auf den y2k-Bug, Berichten über geplante Events oder das Jahrtausendbaby, das laut Berechnung am 9. und 10. April gezeugt wurde, machen diesen Jahreswechsel zu einem besonderen kulturellen Produkt. Die Magie der Zahl evoziert diese Phänomene, die wiederum deren Magie aufladen. Der Mythos hat Gründe, nicht nur aktuelle wie das Jahr-2000-Problem der EDV oder das anstehende Heilige Jahr, sondern historische wie die Apokalypse des Johannes und das Denken in Jahrhunderten.

### Y2k. Keine Sehnsucht nach dem Countdown

Das neue Jahrtausend kommt also – und mit ihm nicht nur Aufbruchsstimmung und Fortschrittsglau-



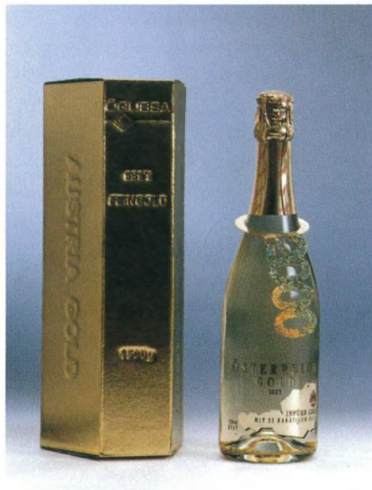
be. Innerhalb kürzester Zeit hat sich das sogenannte „Jahr-2000-Problem“ der EDV von einer rein rational-technischen Angelegenheit zu einer Art digitalen Apokalypse gewandelt. Das hierzulande vor allem auch als „year two kilo“, kurz „Y2k“, „Millennium-Bug“ oder „Millenniumswanze“ bezeichnete Problem, das ja eigentlich leicht vermeidbar und vom Zeitpunkt her exakt kalkulierbar wäre, scheint der Überzeugung vieler, daß unser Ende nahe sei, gelegen zu kommen. Der Glaube an einen von der Technik verursachten Untergang läßt – vertraut man der Medienberichterstattung – vor allem in den USA Mitglieder von Sekten und anderen religiösen Gruppierungen in Panik geraten. Y2k sei ein Zeichen Gottes, so glauben viele, die Bestrafung für eine Nation, die Gott vergessen habe. Dementsprechend bereiten sich diese Menschen auf das Weltende und die Wiederkehr Christi – wie es die Apokalypse des Johannes verspricht – vor. Wie lautet ein anderes Akronym für das 2000-Problem? TEOTWAWKI: The End of the world as we know it – das Ende der Welt, wie wir es uns vorstellen. Die Ängste der einen bringen Sorgen der anderen mit sich: Nicht nur die US-amerikanische Regierung fürchtet als wirkliche Katastrophe die Panikreaktionen von Seiten der Bevölkerung. Deswegen wird auch in Österreich an der Ausarbeitung entsprechender Katastrophenpläne gearbeitet.<sup>2</sup>

### Chiliasmus – der Glaube an ein tausendjähriges Friedensreich.

*„Selig ist der und heilig, der teilhat an der ersten Auferstehung. Über solche hat der zweite Tod keine Macht; sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre.“ Offb 20,6.*

Die Zeitspanne von 1000 Jahren wird an mehreren Stellen in der Bibel erwähnt, so vor allem in der Apokalypse des Johannes im Neuen Testament, Kapitel 20, aber auch schon im Alten Testament wie etwa im Buch Daniel, Kapitel 7, oder in Psalm 90, Vers 4, wo es heißt:

„denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache“. Diese Stellen wurden von Vertretern des Chiliasmus, einer frühchristlichen Strömung, in Verbindung mit dem Sechstageswerk der Schöpfung gebracht und dahingehend ausgelegt, daß nach einer 6000 Jahre dauernden Periode ein 1000jähriges Friedensreich für die Menschheit anbrechen werde.<sup>3</sup> Daher auch ihr Name, der vom altgriechischen Wort „chilioi“ (tausend) abgeleitet wird; sie werden auch Millenaristen oder Millenniaristen genannt, von lateinisch „millennium“ (Jahrtausend). Die Chiliasten hegten „die Hoffnung auf ein



tausendjähriges irdisches Messiasreich, das der eschatologischen Vollendung von Schöpfung und Geschichte vorausgeht. In dieser letzten Epoche der Weltgeschichte wird Christus zusammen mit den auferweckten Gerechten eine messianische Heilsherrschaft ausüben.“<sup>4</sup>

In der Interpretation lassen sich zwei Vorstellungen von Chiliasmus ausmachen: der sogenannte Prämillenarismus, der besagt, daß mit der Parusie, der Wiederkunft Christi, ein tausendjähriges Zwischenreich beginnt, und der sogenannte Postmillenarismus, bei dem die Parusie erst nach der Friedensperiode eintritt.<sup>5</sup> Die erste Ausprägung des Chiliasmus (als Prämillenarismus) findet sich im Montanismus, einer schwärmerischen Bewegung im 2. Jahrhundert, die auf den Propheten Montanus zurückgeht. Dieser prophezeite die unmittelbare Herabkunft des himmlischen Jerusalem in seinem Heimatort Pepusa in Phrygien als Beginn des tausendjährigen Friedensreiches. Seine Anhänger versammelten sich dort, fasteten und hatten Geld in eine gemeinsame Kasse zu spenden. Die offizielle Kirche bezeichnete den Montanismus als häretisch. Kaiser Theodosius (378-395) stellte die Ausübung zudem unter Strafe, was letztlich das Ende der Bewegung bedeutete.<sup>6</sup>

Das Christentum wurde unter Kaiser Theodosius zur Staatsreligion erklärt. Das Hoffen auf ein zukünftiges Friedensreich war damit nicht mehr von so großer Bedeutung. Augustinus (354-430) deutete deshalb das Ausbleiben der Parusie dahingehend, daß das versprochene tausendjährige Reich bereits mit der Geburt Christus angebrochen sei und im Wirken der Kirche seinen irdischen Ausdruck finde. Damit beschwor er ein um das Jahr 1000 zu erwartendes Weltende herauf. Als jedoch Ende des ersten Jahrtausends das prophezeite Weltgericht nicht eintrat, folgten weitere Umdeutungen. Die einflußreichste war jene von Joachim von Fiore (gestorben 1202), der von drei Zeitaltern ausging, wobei nur das letzte das tausendjährige Friedensreich sei und mit 1260 anbrechen werde.<sup>7</sup>

Obwohl der Chiliasmus von der katholischen und protestantischen Dogmatik abgelehnt wurde, ist er

bis heute theologisch wirksam geblieben. Übernommen wurde er etwa von messianischen Bewegungen des Mittelalters, den Wiedertäufern in der Reformationszeit, dem Pietismus des 18. Jahrhunderts und den Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts wie den Evangelikalen in der anglikanischen Kirche oder den Methodisten in den USA. Von politischem Chiliasmus wird gesprochen, wenn der ursprünglich religiöse Mythos verweltlicht wird, so etwa in der nationalsozialistischen Ideologie des Dritten Reiches, die Hitler als Messias ausgab und ein diesseitiges 1000jähriges Reich verkündete.<sup>8</sup>

Heute finden sich chiliastische Ideen in den Lehren von Sekten und anderen religiösen Gruppierungen wie etwa bei den Zeugen Jehovas, den Siebentags-Adventisten oder auch den Mormonen.<sup>9</sup> Für das Jahr 2000 erwarten einige Millenaristinnen den definitiven Anbruch des Friedensreiches.

### Denken in Jahrhunderten

Eine weitere Periodenbildung neben dem Millennium ist die Einteilung der Zeit in Jahrhunderte. Das Denken in Jahrhunderten oder Epochen besitzt eine zusätzliche Qualität, die über die zeitliche Rhythmisierung hinausgeht: Durch das Verbinden bestimmter Ereignisse mittels einer Zeitstrecke – eben 100 Jahre – werden gemeinsame Grundlagen impliziert (z.B. die Aufklärung) und wird umgekehrt jedem Zeitabschnitt ein ihm typischer Charakter zugeschrieben (also: Zeitalter der Aufklärung). Dies verstärkt die Schwellenfunktion von Jahrhundertwechseln; wenn ein Jahrhundert zu Ende geht, endet damit auch scheinbar eine bestimmte Lebensweise, ein Ereignis- oder Handlungsmuster.



Gedenkmünze zur Jahrhundertwende  
Kunsthistorisches Museum Wien, Münzkabinett

Basierend auf einer Veränderung des Zeitbewußtseins wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts, ausgehend von Frankreich, damit begonnen, die Epochen zu charakterisieren. So finden sich plötzlich in Kalendern Zuschreibungen an vergangene Jahrhunderte wie beispielsweise der Begriff des „Seculum Caroli V. et Lutheri“ (das Jahrhundert Karl V. und Luthers). Damit wird die Empfindung transportiert, daß neben diesen beiden Persönlichkeiten alle anderen Personen und Ereignisse des Jahrhunderts unbedeutend werden. Derartige Bezeichnungen nehmen eine Bewertung und Gewichtung vor, die Vergleiche zwischen Epochen evozieren. Die Verwendung der Einteilung in Jahrhunderte wurde rasch populär. So war die Jahrhundertwende vom 17. zum 18. Jahrhundert die erste mit großen Feierlichkeiten begangene. Sie war ein öffentliches Thema, in Nachrichtenblättern wurde das alte Jahrhundert verabschiedet und das neue begrüßt; und seitdem existiert die Streitfrage, wann denn nun das Jahrhundert beginne – 1700 oder 1701. Im 18. Jahrhundert verfestigte sich der Epochenbegriff, das neue Wort des „Zeitgeistes“ entstand. Dieser wurde bald wichtiger als das Zählen der Zeit nach Herrscherdaten. Eine Epoche bildete von nun an eine geistige Einheit, die durch das Verbinden von Phänomenen verschiedenster Art entsteht. Der Begriff des Zeitgeistes stammt übrigens von Herder, der die Ausdrücke „génie d'un Siècle“ und „esprit d'un Siècle“ von Montesquieu und Voltaire in Anlehnung an den neuen Begriff „Volksgeist“ zu übersetzen versuchte.<sup>19</sup> Das Problem beider Begriffe liegt darin, Homogenisierungen vorzunehmen und Unterschiede zu verwischen. Das Phänomen der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ bleibt unbeachtet.

Heute ist es ganz selbstverständlich, auf eine vergangene Zeitperiode zurückzublicken und zu versuchen, das Typische und Besondere daran zu erfassen. Dabei werden je nach Weltbild verschiedene Schwerpunkte gesetzt: Einmal ist das ausgehende 20. Jahrhundert jenes der Weltkriege und des Faschismus, ein andermal jenes von Massenmedien und Mondlandung. Der Charakter des Jahrhunderts und Jahrtausends wird zudem an Persönlichkeiten festgemacht, die ihre Zeit geprägt haben sol-

len. Gleichzeitig wird in die Zukunft geblickt und je nach Einstellung das neue Jahrhundert als ein besseres oder schlechteres erwartet.

### Das Heilige Jahr 2000

Johannes Paul II verkündete in seinem apostolischen Schreiben „Tertio millennio adveniente“ („Während das dritte Jahrtausend näherrückt“) ein weiteres sogenanntes Heiliges Jahr oder kirchliches Jubeljahr und führte den Ursprung dieser Einrichtung direkt auf die Bibel zurück.<sup>11</sup> Im Lukasevangelium (Lk 4,16-30) wird beschrieben, wie Jesus eine Stelle des Propheten Jesaja vorlas. In dieser kündigte Jesaja den Messias an, der ein „Gnadenjahr des Herrn“ ausrufen werde. Jesus bezog diese Stelle auf sich.

Das erste Jubeljahr fand 1300 statt. Sein Ursprung geht vermutlich auf eine Prozession in Rom zurück: Immer am zweiten Sonntag nach Weihnachten wurde das angebliche Schweißstuch der Veronika vom Petersdom zur Heilig-Geist-Kirche getragen, was als „Jubiläum“ bezeichnet wurde. Zu diesem Ereignis kamen viele Pilger jährlich nach Rom, die für ihre Reise Nachlaß von Sündenstrafe, also Ablass, bekamen. Papst Bonifaz VIII nahm dies zum Anlaß, das Jahr 1300 zum Jubeljahr zu erklären, in dem die Möglichkeit eines vollkommenen Ablasses eingeräumt wurde. Sein Ziel war es, damit die Apostelverehrung zu stärken und die Bedeutung Roms zu betonen, denn vollkommener Ablass war nur bei einem Besuch des Petersdomes und der St. Pauls Basilika zu erlangen.

Die Möglichkeit eines vollkommenen Ablasses fand große Beachtung in ganz Europa und zog viele Pilger nach Rom. Während der Zeit der Avignonpäpste richteten die Bewohner Roms Bittschreiben an Clemens VI, er möge im Jahr 1350 ein Jubeljahr ausrufen, um die Bedeutung Roms wieder zu stärken. Dieser kam der Bitte nach und verfügte, daß nun auch die Lateranbasilika aufgesucht werden müsse; er selbst kam nicht nach Rom. Bonifaz IX fügte für das Jubeljahr 1390 den Besuch der Basilika Santa Maria Maggiore hinzu. Für das zehn Jahre später ebenfalls unter seinem Pontifikat stattfindende Heilige Jahr ist

erstmal das Öffnen der Pforte in der Laterankirche belegt, die von nun an zu einem festen Bestandteil der Jubeljahr-Zeremonie wurde. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts finden Heilige Jahre alle 25 Jahre statt, was Paul II schriftlich festlegte. Außerdem wird der Nachlaß der Sündenstrafe auf den Besuch der genannten Heiligen Stätten in Rom beschränkt und andere Möglichkeiten, Ablass im Jubeljahr zu erlangen, verboten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden diese Maßnahmen jedoch schrittweise zurückgenommen.<sup>12</sup>

Auch das Dekret Leos XIII, in dem er verordnete, daß die Jahrhundertwende durch ein Heiliges Jahr im Jahre 1900 gefeiert werden soll, weist auf die Möglichkeiten eines Generalablasses hin. Seine Motivation, ein Heiliges Jahr auszurufen, ließ er 1899 durch alle Pfarreien an die Gläubigen verkünden: dieses Jahr voller Feiern und Pilgerzüge sollte dem Zeitgeist gegenwirken: Nach Ansicht des Papstes waren viele Christen durch Freigeistigkeit und dem Streben nach irdischen Gütern verderbt. Das Heilige Jahr solle Gott huldigen, den Gläubigen Heil spenden und die Abscheu gegenüber den Gottlosen ausdrücken. Der vollkommene Ablass war durch eine Reise nach Rom zu erlangen, um dort in den Basiliken des Hl. Petrus und Paulus, St. Johann im Lateran und Maria Maggiore zu beten. Wer ohnehin in Rom wohnt, der soll diese Kirchen an 20 Tagen zur Andacht aufsuchen.<sup>13</sup> Später wurde verkündet, daß der Ablass auch durch die bloße Teilnahme an den Neujahrmessen gewährt werde. Es wurden Richtlinien für die Silvesterfeierlichkeiten in den einzelnen Pfarreien zu 1900/1901 vorgegeben. Wie der Papst verkündet hatte, war das Aussetzen des Allerheiligsten während der Mitternachtsmesse entscheidend für den Ablass. Auch am 1. Jänner wurde das Allerheiligste gezeigt. Es war dafür zu sorgen, daß sich immer genügend Gläubige versammelten, um es gebührend zu würdigen.<sup>14</sup> In Wien, wo das Allerheiligste bereits um 8 Uhr morgens des 31. Dezembers 1900 ausgesetzt wurde, waren die Feierlichkeiten zum Heiligen Jahr ein großer Erfolg. So mußte im Dom zu St. Stephan ob des großen Zulaufs zum Pontificalamt das Tor schon um 23.30 Uhr, eine halbe Stunde vor Beginn also, gesperrt werden.<sup>15</sup>

Zum jetzigen Jubeljahr laufen die Vorbereitungen seit dem Erscheinen des Apostolischen Schreibens 1994. Auch das Heilige Jahr hat seine Produkte: Informationsmaterial, ein eigenes Logo, das Heilige-Jahr-Lied, eigene Gebetszettel stimmen darauf ein, Merchandisingprodukte wie T-Shirts, Kerzen, Uhren, Einkaufstaschen, Poster usw. werden an die Gläubigen verkauft. Mit dem Heiligen Jahr 2000 möchte Johannes Paul II. daran erinnern, daß unsere Zeitrechnung eine christliche ist, eine lineare Zeit, die hinführe zur Erlösung.

- 1 Kilo steht für 1000.
- 2 Report International, 11.8.99, ORF2.
- 3 Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Bd. 4. Berlin – New York 1984, Sp. 404.
- 4 Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 2. Freiburg u.a. 19943, Sp. 1045.
- 5 Körtner, Ulrich H. J.: Chiliasmus. (noch nicht veröffentlichtes Skriptum). Wien 1999.
- 6 Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale, theologische Enzyklopädie. Bd. 3. Göttingen 19923, Sp. 539-541.
- 7 Ranke 1984, Sp. 405-406.
- 8 Wörterbuch der deutschen Volkskunde (=Kröners Taschenbuchausgabe, 127). Stuttgart 19743, S. 123.
- 9 Lexikon der Religionen. Phänomene – Geschichte – Ideen. Freiburg u.a. 19994, S. 104-105; Lexikon der Sekten, Sondergruppen und Weltanschauungen. Fakten und Hintergründe (=Herder Spektrum, 4271). Freiburg u.a. 19975, Sp. 239-240.
- 10 vgl. Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Wiesbaden 1980, S. 304-306.
- 11 Johannes Paul II: Apostolisches Schreiben. Tertio millennio adveniente (=Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 119). Bonn 1994.
- 12 Galuzzi, Alessandro: Die Heiligen Jahre in der Geschichte der Kirche. In: Müller, Gerhard Ludwig (Hg.): Aufbruch ins Dritte Jahrtausend. Theologisches Arbeitsbuch (=Auf dem Weg zum Heiligen Jahr 2000, 2). Köln 1997, S. 73-87.
- 13 Gruscha, Anton Joseph: Ankündigung des Jubiläums. In: Wiener Diözesanblatt, Nr. 22, 1899, S. 253-257.
- 14 Schneider, Johann: Die Feier der Jahrhundertwende. In: Wiener Diözesanblatt, Nr. 23, 1900, S. 265-267.
- 15 Gedenkbuch, Domkapitel 1892 ff., S. 47.

## **Birgit Johler** **Was also steckt hinter „Y2k“?**

Um Speicherplatz zu sparen – dieser war früher teurer als heute –, wurden von Programmierern bis in die Achtziger Jahre bestimmte Formen der Darstellung von Jahreszahlen gewählt. Es wurden statt der vierstelligen Zahl nur die letzten beiden Stellen angegeben; außerdem war diese Schreibweise allgemein üblich und ist es auch heute noch. So findet sich also beispielsweise der „31/12/1980“ als „31/12/80“ in den Programmen wieder. Zwar hat die ISO (International Organization for Standardization) schon im Jahr 1988 vierstellige Datumsangaben in Computerprogrammen vorgeschrieben, in Österreich aber wurde die betreffende ÖNORM erst am 1. Oktober 1993 herausgegeben.<sup>1</sup>

Mit dem Wechsel in das vermeintliche neue Jahrtausend wird nun bei jenen Computersystemen und Mikrochips, die nur zwei Stellen für die Jahreszahl vorsehen, das Datum mit „01/01/00“ dargestellt. Ein Problem liegt darin, daß der Computer „00“ als 1900 interpretieren könnte. Error. In diesem Fall stimmen sämtliche, darauf aufbauende Berechnungen nicht mehr. So können Programme, die das Lebensalter von Personen durch Vergleich des Geburtsdatums mit dem laufenden Datum errechnen, beispielsweise allen bis dato geborenen Menschen ein negatives Alter zuweisen. Programme, die die Wochentage berücksichtigen wie zum Beispiel Zeiterfassungssysteme, nehmen anstelle der aktuellen Wochentage jene aus dem Jahr 1900. Und wie immer dann der Sprung in das neue Jahr verlaufen wird, das Problem ist damit noch nicht zu Ende: eine weitere mögliche Fehlerquelle stellt der 29. Februar 2000 dar. Normalerweise sind Jahre, die durch 100 teilbar sind, keine Schaltjahre, außer die Jahreszahl kann durch 400 geteilt werden – zuletzt der Fall im Jahre 1600. Der 29. Februar 2000 ist also ein besonderer Schalttag, der nicht bei allen Systemen implementiert wurde, wodurch es wiederum zu Fehlinterpretationen kommen kann. Über die Auswirkungen des Jahr-2000-Problems und dessen Ausmaß läßt sich nur spekulieren. Ob Börsenmärkte bestehen bleiben, die Sicherheits- und Kontrollsysteme von Atomkraftwerken und militärischen Einrichtungen funktionieren und die Stromversorgung aufrecht bleiben wird, dafür möchte niemand der Fachleute echte Garantien geben. Sicher ist, daß Banken aufgrund der Befürchtung von Panikreaktionen beziehungsweise Hamsterkäufen große Geldvorräte angelegt haben, die Österreichische Nationalbank zusätzlich Scheine drucken ließ und zahlreiche Fluglinien die Zahl ihrer Flüge am 31. Dezember reduziert haben.

Computersysteme sind häufig über Jahrzehnte gewachsene Programme und stehen sehr oft in komplizierten Verbindungen zu anderen Computern. Wenn also nur einzelne Programme innerhalb eines Netzwerkes rechtzeitig für die Jahrtausendwende umgeschrieben wurden, ist das zuwenig. Das gesamte System müßte korrigiert werden, um am 1. Jänner 2000 fehlerfrei zu arbeiten.<sup>2</sup>

Das Problem wurde längst als ein weltweites begriffen: Gefahrenquellen werden vor allem in der weltweiten Vernetzung gesehen, aus diesem Grund beunruhigt das mangelnde Problembewußtsein vieler Staaten. Organisationen wie beispielsweise die UNO oder die Europäische Union arbeiten deswegen an internationalen Notfallplänen für Wirtschaft und Gesellschaft. Aber auch Unternehmen sind seit geraumer Zeit sensibilisiert: Viele mußten externes Personal zukaufen, um das Jahr-2000-Projekt rechtzeitig in den Griff zu bekommen. Und der Letztverbraucher im Alltag weiß schon seit Monaten, daß er – will er auf Nummer sicher gehen – sich rechtzeitig um Geld, Nahrung und Sprit kümmern muß.

Je mehr wir uns der „Stunde Null“ nähern, desto häufiger berichten Medien von der „Jahr-2000-Fähigkeit“ großer Firmen, die ihre Tests, die sogenannten „Zeitreisen“, bereits erfolgreich bestanden haben. Dazwischen wecken jedoch Meldungen von mißglückten Testläufen, von der noch nicht vollzogenen Umstellung bestimmter Länder oder der schnellen Einführung eines Bankfeiertages am 31.12.<sup>3</sup> Mißtrauen und schüren Ängste. Vermutlich ist noch nie ein Countdown zum Jahreswechsel mit so gemischten Gefühlen gezählt worden.

1 Rainer Kurbos: Seit elf Jahren gilt die Jahr-2000-Norm. In: Der Standard. 19.10.1999, S. 28.

2 Klaghofer, Thomas u.a. (Hg.): Das Jahr-2000-Problem. Wien 1998/1999.

3 Jäkle, Thomas: Rußland ist nicht Y2K-fähig. In: Der Standard. 11.8.1999, S. 27.;  
Ders.: EZB will Bankfeiertag zu Silvester. In: Der Standard. 16.3.1999, S. 28.

## Endzeitvisionen – der Jahrtausendwechsel als eine Produktion apokalyptischer Vorstellungen

Brigitte Rauter



Johannes auf Patmos, aus Codex 128, fol. 2  
Foto: Bildarchiv, ÖNB Wien

In einer Ausstellung, die sich mit den Phänomenen zum Jahreswechsel 1999/2000 auseinandersetzt, darf das Thema Endzeitvisionen, Weltuntergangsstimmung nicht fehlen. Die Jahreszahl 2000 wird als magisches Datum gedeutet und ruft apokalyptische Vorstellungen und Prophezeiungen zur Menschheitsgeschichte wach: „Die Lust an der Apokalypse nimmt jedenfalls zu, je näher die magische Jahrtausendwende rückt“, schreibt Jörg Albrecht in der „Zeit“. Was ist nun das Lustvolle an der Apokalypse? Was steckt hinter diesem Wort? Welche Geheimnisse werden offenbart? Und was hat das mit dem Jahr 2000 zu tun?

Die Apokalypse des Johannes beinhaltet eine Zukunftsschau, die auf mächtigen Konzepten aufbaut: dualistisches Weltbild, Kampf zwischen Gut und Böse, Weltgerichtsvorstellung und Erlöserfigur. Es sind Grundkonzepte, wie sie in vielen Religionen und Kulturen vorkommen. Aber nur im Christentum hat sich ein so endzeitbezogenes Weltbild gefestigt, was auch den eindrucksvollen Bildern der Apokalypse des Johannes zu verdanken ist; viele geistliche und weltliche Machthaber nutzten diese. In Zeiten politischer oder religiöser Zwistigkeiten wurde apokalyptische Metaphorik laut. Die Prophezeiung eines nahen Weltendes hat seit der Entstehung des Textes von Johannes immer wieder Endzeitstimmungen aufleben lassen.

Bedeutet das griechische Wort „apokalypsis“ in der Übersetzung soviel wie Enthüllung, Offenbarung von etwas Zukünftigem, so steht Apokalypse heute vielfach als Signum für den Weltuntergang schlechthin. Heute scheint hauptsächlich das Weltende, die Auslöschung der Erde im Zentrum der Prophezeiungen zum Jahr 2000 zu stehen. Doch verkündet die Apokalypse des Johannes am Ende ein „neues Jerusalem“, gemeint ist damit ein besseres neues Zeitalter. Von Interesse war eben neben der Androhung eines Weltunterganges vor allem der Gedanke, daß Menschen, ihre gegenwärtige Situation als eine Übergangszeit interpretierten oder glaubten, unmittelbar vor einer Wende zu stehen. Hier bot die Apokalypseschrift eine verlockende Aussicht, nämlich den Übergang in ein Goldenes Zeitalter.

Dieses Hoffnung-Wecken wiederum ist ein wirksames Instrument, um „Gläubige“ zu faszinieren und zu rekrutieren, wie es heute zum Beispiel sogenannte Sekten betreiben. Im folgenden wird der Frage nachgegangen: Was steckt hinter diesen Hoffnungen, Wünschen, Prophezeiungen? Es werden die historischen Hintergründe, die Motive und die Wirkmacht dieses Textes auf Gesellschaft, Kunst, Politik, Frömmigkeit und sogenannte Sekten durchleuchtet und mit Blick auf den bevorstehenden Jahreswechsel kritisch betrachtet. Die Ergebnisse sollen den Interessierten einen Einblick und vielleicht eine Motivation für eigene Recherchen geben.

### **Die Apokalypse des Johannes. Historischer Hintergrund und Textanalyse**

Die populärste und eindruckvollste Quelle apokalyptischen Gedankenguts ist die sogenannte Apokalypse (Apk) oder Offenbarung des Johannes (Offb). Datiert wird der Text in die Regierungszeit des Kaisers Domitian (81-96), unter dem es zu massiven Christenverfolgungen kam. Im zweiten Jahrhundert wird er dem Apostel Johannes zugeschrieben, da dieser nach frühchristlicher Auffassung wegen seines Bekenntnisses zum Christentum unter römischer Herrschaft auf die Insel Patmos verbannt wurde.<sup>2</sup> Von der östlichen Kirche wurden im dritten Jahrhundert jedoch Zweifel an der Authentizität des Verfassers der Apokalypse angestellt, was zur Folge hatte, daß sie diese überhaupt ablehnte.

Als der Kirchenvater Hieronymus (um 347 bis 420) die griechische Bibel, die Septuaginta, ins Lateinische übersetzte, nahm er zusätzlich die Offenbarung in den Kanon auf und schrieb sie dem Apostel Johannes zu. Die so entstandene Vulgata diente schließlich als Vorlage für die deutsche Bibelübersetzung nach Luther. Seit Hieronymus ist also die Apokalypse des Johannes Teil der Bibel, nämlich das letzte Buch im Neuen Testament. Aufgrund der sprachlichen Unterschiede zum Evangelium des Johannes werden heute andere Personen als Autoren genannt, die um 100 bis 200 gelebt haben.<sup>3</sup> Eine eindeutige Zuschreibung ist aber nicht möglich. Dennoch wird der Text als die „Apokalypse des

Johannes“ betrachtet, da der Schreiber diesen Namen eingangs nennt; damit ist heute jedoch nicht mehr der Apostel Johannes gemeint.

Die Entstehung der Apokalypse des Johannes fällt also in eine Zeit, als die Christen von den Römern verfolgt wurden. Der auf die Insel Patmos verbannene Johannes erhielt von Jesus – nach dessen Himmelfahrt – Weisungen an sieben kleinasiatische Gemeinden, die er aufschrieb. Angenommen wird, daß sich die Schrift an die verfolgten Christen richtete und sie ermutigen sollte, diese Krisenzeit durchzustehen.<sup>4</sup> Die bedrohliche Situation wird mit Hilfe der Apokalypse von ihnen als Übergangszeit empfunden, als eine Wende hin zu einer neuen Ära. Durch Dämonisierung der Verfolger und Hoffnungsstiftung auf eine bessere Welt – einem tausendjährigen Friedensreich, dem himmlischen Jerusalem – sollte ihre schwierige Lage ertragbar und bewältigbar werden. Motive wie die Vorstellung einer göttlichen Gerechtigkeit, eines Dualismus von Gut und Böse, einer Erlöserfigur, eines neuen, besseren Zeitalters sind dabei auch als Einflußnahmen anderer Kulturen zu verstehen.

#### *Der Inhalt der Apokalypse*

Das Buch „Die Apokalypse des Johannes“ beginnt mit der Herkunft der Offenbarung: Jesus hat Visionen über die nahe Zukunft der Menschen von Gott erhalten. Diese gibt er einem Engel weiter und beauftragt ihn, das Gehörte dem Johannes kundzutun. Johannes schreibt die göttlichen Weissagungen in ein Buch und bezeichnet diese als die Geheime Offenbarung, also die Apokalypse.

Der erste Hauptteil<sup>5</sup> beinhaltet die sieben Sendschreiben an die kleinasiatischen Gemeinden Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodizea. Danach wird das Buch mit den sieben Siegeln an das Lamm, den Sohn Gottes, übergeben, welches diese Siegel zu öffnen vermag. Jedes dieser Siegel führt zu Katastrophen für die Menschen, zum Beispiel die vier Apokalyptischen Reiter. Der erste Reiter sitzt auf einem weißen Pferd, ist ausgerüstet mit einem Bogen und einer Krone und zieht aus, um zu erobern. Der zweite, auf einem roten Pferd, symbolisiert den Krieg; er hält



Bibel von 1515, gedruckt bei Christoffel Froschauer, Zürich  
Österreichische Bibelgesellschaft, Wien

ein Schwert in der Hand. Der dritte Reiter, auf einem schwarzen Pferd, trägt eine Waage und steht für den Hunger. Der vierte und letzte schließlich sitzt auf einem fahlen Pferd, trägt eine Sense und bringt den Tod. Zusammen töten sie den „vierten Teil der Erde“, also ein Viertel der Menschheit.<sup>6</sup>

Auf die sieben Siegel folgen die sieben Posaunen, die Naturkatastrophen – Erdbeben, Hagel, Blitze, Vulkanausbruch – und Plagen – Heuschrecken, Skorpione – bringen und wiederum einen Großteil der Menschen hinwegraffen. Die Posaunen werden von Engeln geblasen.

Am Beginn des zweiten Hauptteils treten die antichristlichen Mächte auf: Der rote Drache, welcher der Teufel ist, bedroht die apokalyptische Frau,

die kurz vor der Geburt steht. Der Erzengel Michael rettet die Frau, bezwingt den Drachen und stürzt ihn auf die Erde. Danach treten das Tier aus dem Meer und das Tier aus der Erde – gedeutet als der Antichrist und dessen Prophet – auf. Sie werden von Ungläubigen angebetet. Hier gibt Johannes das Rätsel um die Identität des apokalyptischen Tieres, also des Antichrists, auf: „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundertsechundsechzig.“ (Offb 13,18)<sup>7</sup>

Anschließend werden die sieben Zornschaalen – wieder von Engeln – ausgeschüttet, die sich noch schrecklicher auswirken als die vorausgegangenen Plagen: Die Menschen mit dem Malzeichen des

apokalyptischen Tieres werden von argen Geschwüren gequält. Das Meer wird in Blut verwandelt, die Lebewesen darin sterben. Auch die anderen Gewässer werden verwandelt und ungenießbar oder trocknen aus. Große Hitze und Finsternis brechen an, Hagel fällt vom Himmel. Der Fall Babylons wird erzählt und im Anschluß der Sieg über die antichristlichen Mächte. Tausend Jahre wird der Satan im Abgrund eingeschlossen. Die Wiederkunft Christi zum Jüngsten Gericht und die erste Auferstehung finden statt: Die Toten, die nicht das Tier angebetet hatten, also kein Malzeichen des Tieres tragen, werden lebendig und regieren mit Christus tausend Jahre.

Danach wird der Teufel losgelassen und der letzte Kampf, der Kampf zwischen Gut und Böse, ausgetragen. Der Teufel, das apokalyptische Tier und der falsche Prophet werden endgültig in den Feuerpfuhl geworfen. Es wird wieder Gericht gehalten, die Toten werden nach ihren Werken, die im Buch des Lebens enthalten sind, gerichtet. Diejenigen Toten, die nicht in diesem Buch angeführt sind, kommen in den feurigen Pfuhl. Dies wird der zweite Tod bezeichnet. Die Guten, Gerechten, Gläubigen erwartet ein neues Jerusalem, ein Friedensreich, das von Gott gegeben ist.

Im Schlußwort des Buches wird auf die Wahrheit der empfangenen Visionen insistiert und gleichzeitig unter Strafandrohung davor gewarnt, diese Offenbarung nicht zu fälschen, nichts hinzuzufügen oder wegzunehmen.<sup>8</sup>

#### *Literaturgattung: Apokalypse*

Die Offenbarungsschrift von Johannes ist namengebend für eine Literaturgattung, die sogenannten Apokalypsen, da das Wort „Apokalypse“ hier zum erstenmal genannt wird. Das griechische Wort „apokalypsis“ bedeutet Enthüllung, Offenbarung. Apokalypsenschriften sind also Schriften mit einem geheimen beziehungsweise verschlüsselten Offenbarungsauftrag.<sup>9</sup> Der Stoff ist älter als die Apokalypse des Johannes, er geht hauptsächlich auf jüdische Prophetenschriften zurück; hier ist das Buch Daniel besonders hervorzuheben. Die spätjüdischen Apokalypsenschriften weisen zudem auch

altägyptische, hellenistische und persische Elemente auf, die in Folge von den Christen übernommen wurden.<sup>10</sup>

Ein wesentliches Stilmerkmal von Apokalypsen im Gegensatz zu Prophetenschriften ist ihre Pseudonymität. So berichten die Verfasser der Apokalypsen des Alten – unter anderen die Apokalypse des Elias, des Esra, des Henoch, des Moses, die Baruchapokalypse – und Neuen Testaments – unter anderen die Offenbarung des Adam, des Paulus, des Thomas<sup>11</sup> –, immer von einer seherischen Person aus der Vergangenheit, die eine Offenbarung empfangen habe. Einzige Ausnahme bleibt die Apokalypse des Johannes. Hier ist es der Autor selbst, der die Visionen von Jesus empfangen und aufgeschrieben hat und diese kundtut.

Jüdische und christliche apokalyptische Schriften sind hauptsächlich zwischen dem 3. Jahrhundert v. Chr. und dem 3. Jahrhundert n. Chr. entstanden.<sup>12</sup> Betrachtet man den historischen Hintergrund, vor dem sie geschrieben wurden, so zeichnet sich diese Zeit immer durch Krisen und Konflikte mit der (be-)herrschenden Kultur beziehungsweise Religion aus. Daher zielt der Inhalt auch auf die Enthüllung einer vorausbestimmten und nahen Endzeit der gegenwärtigen, krisenhaften, ungerechten Welt und eines Aufbruchs in ein neues Zeitalter.<sup>13</sup> Als das Christentum unter Konstantin I. (306 bis 337) als Religion neben der römischen anerkannt wurde, war auch die Funktion der Apokalypsen nicht mehr gegeben. Trotzdem wurden Teile daraus – vor allem die Vorstellung des Antichrist und des Tausendjährigen Reichs – unterschiedlich ausgelegt, was nicht ohne Wirkung blieb. Diese Wirkmacht der Apokalypse wird in einem folgenden Kapitel erläutert.

#### **Voraussetzungen für die Apokalypse: Hesiod, Zarathustra und Sibylle**

Das Konzept einer radikalen universalen Neuordnung mit ihren Vorbedingungen und Konsequenzen, wie es die Apokalypse vorgibt, geht auf hellenistische, persische und andere Vorlagen zurück.<sup>14</sup>

Im folgenden werden Konzepte erläutert, welche die apokalyptischen Schriften im Alten und Neuen Testament beeinflussten oder die zumindest in ihrer Idee sehr stark an die Apokalypsen erinnern.

### **Hesiod und die vier Weltzeitalter**

In Hesiods Lehrgedicht „Werke und Tage“ findet sich der Mythos von den vier „metallinen“ Weltzeitaltern. Nach seiner Vorstellung laufe die Geschichte in einer Art Stufenfolge ab, ein Zeitalter löse ein nächstes ab. Es beginnt mit einem Goldenen Zeitalter, in dem die Menschen wie die Götter



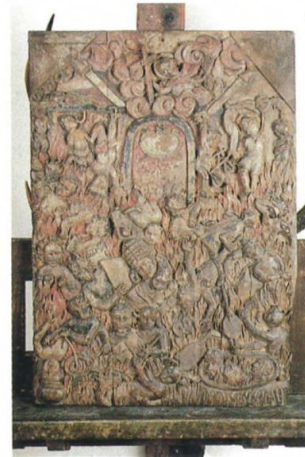
**Hesiod, Bronzeabguß (Kopie)**  
Institut für Klassische Archäologie

leben, bis es zu einem „Sündenfall“ kommt. Diesem folgt ein schlechteres Silbernes Zeitalter, in dem Gewalt herrscht. Im dritten, im Ehernen Zeitalter gibt es weniger Gerechtigkeit denn Krieg. Eingeschoben wird von Hesiod nun ein Heroengeschlecht, dem er aber kein Metall zuordnet. Das Eiserne Zeitalter schließlich ist zwar ein moralisch schlechtes, doch haben die Menschen die Möglichkeit, ihr Leben zu verbessern, wenn sie gerecht handeln und arbeiten. Tun sie dies nicht, wird Zeus sie vernichten.<sup>15</sup>

Hesiod selbst sah sich im letzten Zeitalter befindlich, das von Unmoral und Betrug gekennzeichnet sei. Hesiod lebte etwa zwischen 740 und 670 v. Chr.

in Böotien, in Griechenland, in einer Zeit, die als Übergangsphase gekennzeichnet ist, städtisches Leben entwickelte sich. Anlaß zu seinem Lehrgedicht war der Erbstreit mit seinem Bruder Perses. Dieser bestach den Richter und brachte Hesiod also um sein Erbe, was er im Text beklagt.<sup>16</sup>

Seine „Metallmetapher“ erinnert an das 2. Kapitel des Buches Daniel im Alten Testament, in dem von Nebukadnezars Traum der vier Weltreiche erzählt wird. König Nebukadnezar träumt von einer großen Statue, deren Kopf aus Gold, deren Brust und Arme aus Silber, deren Bauch und Lenden aus Bronze und deren Füße aus Eisen und Lehm sind. Er selbst weiß



**Jüngstes Gericht, Holzrelief um 1720**  
Österreichisches Museum für Volkskunde

seinen Traum nicht zu deuten, auch etliche Wahrsager und Weise scheitern. Daniel aber sieht darin vier Königreiche, ein goldenes, silbernes, bronzes und eisernes, wobei das erste das stärkste darstelle und die folgenden immer mehr an Macht verlieren würden. In den folgenden Kapiteln überträgt Daniel diese auf die Reiche der Babylonier, der Meder, der Perser und der Griechen.<sup>17</sup>

Es ist anzunehmen, daß die jüdische und christliche Frömmigkeit Hesiods Vorstellung vom Goldenen Zeitalter beziehungsweise seine Vision der Verfallsgeschichte übernahm. Nur finden sich im Alten und Neuen Testament wesentlich mehr Hinweise auf eine verheißungsvolle Zukunft, denn auf eine

glückliche Urzeit. Dennoch: In seinem Text taucht zum erstenmal das Gefühl auf, die Menschen stünden vor einem Weltende.<sup>18</sup>

### **Höllenvorstellung und dualistische Weltordnung**

Die Konzeption eines dualistischen Prinzips steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung einer Höllenvorstellung; hierbei wird auch die Vorstellung vom „zweiten Tod“ geprägt. Dieses Konglomerat an Motiven – Hölle, Fegefeuer, Gut und Böse, Bestrafung und Belohnung im Jenseits, Auferstehung, Gericht, zweite Auferstehung, Erlösung – prägt das apokalyptische Weltbild.

Bei den alten Religionen, die nicht auf einer göttlichen Offenbarung beruhen, ist die Unterscheidung zwischen Gut und Böse in Bezug zur sozialen Ordnung gesetzt worden, was bedeutet, daß Unrecht zu Lebzeiten bestraft wurde und der Tod allen als gemeinsames Schicksal bevorstand.<sup>19</sup> Mit der Vorstellung von einem Weiterleben nach dem Tod taucht auch die Vorstellung von einem „zweiten Tod“ auf, der den Sündigen im Jenseits widerfährt.

Die Ägypter glaubten etwa seit Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. an ein Weiterleben nach dem Tod und das Auslösen des Bösen in der Hölle. Die Toten müssen sich im Jenseits ihrer schlechten Taten, also ihrer Fehler, die auf Erden nicht bestraft wurden, weil sie vielleicht heimlich begangen worden waren, in einer Art Reinigungsprozeß entledigen. Die Vorstellung besagt, daß die Toten, bevor ihnen die göttliche Gerechtigkeit widerfährt, eine schwere Prüfung ablegen müssen, sie also vor Gericht gestellt werden. Hier müssen sie aus dem berühmten Totenbuch rezitieren: ihre schlechten Taten aufzählen und bekräftigen, daß sie diese nicht begangen haben. Den Toten, die gut vorbereitet sind, bleibt der zweite Tod erspart. Andernfalls müssen sie furchtbare Qualen leiden, bis sie schließlich völlig aufgelöst sind. Es gibt eine Fülle von Schrecken erweckenden Darstellungen, die zeigen, was den Toten im Jenseits blüht – eingepfercht in einem dunklen, engen Raum müssen sie ihren Urin trinken, ihre Exkremate essen oder werden auf schrecklichste Weise zerstückelt, in Kesseln

gekocht, in brennende Seen geworfen. Gerade diese Beschreibungen der Folterqualen sind es, die die jüdischen, christlichen und griechischen Höllenvorstellungen entscheidend beeinflusst haben.<sup>20</sup>

### **Einfluß Zarathustras auf die spätjüdische Prophetie**

Im Iran sind etwa seit Ende des 1. Jahrtausends v. Chr. die Vorstellung einer zeitlich begrenzten Hölle und der Gedanke an eine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tod belegt, jedoch werden diese durch Zarathustra wesentlich präzisiert. Die Lehre des iranischen Propheten fußt auf Erleuchtungen oder Halluzinationen, in denen der Gott Ahura Mazda, der „Herr der Weisheit“, ihm die Erlösung der Menschheit in einem paradisischen Reich kundtut – eine Vorstellung, die jener der Apokalypse sehr nahe kommt.<sup>21</sup> Der Zoroastrismus (so wird die Lehre Zarathustras genannt) basiert auf – und das ist für die apokalyptische Idee entscheidend – einem dualistisch geprägten Weltbild: der Kampf zwischen zwei Grundprinzipien, zwischen dem bösen und dem wohltätigen Geist. Die Menschen müssen sich letztlich im Tod für eines der beiden Prinzipien entscheiden, endgültiger Sieger bleibt aber das Gute.<sup>22</sup> Es gibt mehrere Versionen der persischen Jenseitsvorstellung. Allen liegt zugrunde, daß sich die Seele im Tod vom Körper löst und nur die böse Seele, bevor sie vor Gericht kommt, von Angst schrecklich gepeinigt wird. Ihre Verurteilung führt schließlich in die Hölle.<sup>23</sup> Diese ist jedoch wie das christliche Fegefeuer zeitlich begrenzt, das heißt, die Qualen dienen der Läuterung, und die Verdammten erwartet die Wiederauferstehung.

Als die Perser 539 v. Chr. Babylon eroberten, gestatteten sie den gefangenen Juden ein Jahr später die Rückkehr nach Palästina. Unter ihrer Herrschaft übte die persische Eschatologie, und im besonderen die Lehre Zarathustras, einen entscheidenden Einfluß auf die jüdischen Intellektuellen aus. Dies zeigt sich etwa in den Büchern von Hiob und Joel, wo von göttlicher Gerechtigkeit und endzeitlichem Gericht über Gut und Böse die Rede ist.<sup>24</sup> Das sind unverkennbar persische Jenseitsvorstellungen.

Diese hebräischen Prophetenbücher haben schließ-

lich auch Einfluß auf Daniel; ebenfalls ein Prophet des Alten Testaments. In seinem Buch, das um 160 v. Chr. entstanden ist, nehmen einige Kapitel eine apokalyptische Perspektive ein: Daniel erzählt darin von einer Person aus der Vergangenheit, die eine Vision hatte, in der ihr Gott seinen Plan für die Menschheit offenbarte, nämlich das zukünftige Ende der Welt. Die Enthüllung setzt bei geschichtlichen Ereignissen an, die beim Schreiben des Textes schon vergangen waren, um so die Glaubwürdigkeit des Textes zu unterstreichen. Die Entstehungszeit des Buches Daniel fällt zusammen mit der großen Judenverfolgung durch den Seleukidenkönig Antiochus IV. (175-164). Daniels Text ist von der Vision des Weltendes geprägt, welches an den Zeichen der Zeit abzulesen sei. Der Einfluß der persischen Glaubenswelt während der hellenistischen Ära und der grundsätzliche Glaube an einen gerechten Gott bei Daniel ermöglichen die Vorstellung, daß es einen Ausgleich der Ungerechtigkeiten im Jenseits gebe.<sup>25</sup>

Auffallend ist, daß apokalyptische Schriften in Zeiten entstanden sind, da die Religion der Verfasser unter Verfolgung stand. Die Texte wollen glaubhaft machen, daß es sich um eine Übergangszeit handle und stellen eine Zeitenwende in Richtung einer Ära des Friedens in Aussicht. Das Buch Daniel kann also als Zuspruch an die Glaubensgenossen verstanden werden, diese schwierige Zeit durchzustehen.

### **Sibyllinische Orakel**

In der griechischen und römischen Mythologie ist ein Orakeltypus belegt, der wie die apokalyptischen Schriften eine allgemeine Zukunftsvorhersage bringt und am Ende der Geschichte ein jüngstes Gericht prophezeit – die sogenannten sibyllinischen Orakel. Angenommen wird, daß es eine historische Frau namens Sibylle gab, die in der Antike von einem Weltuntergang geweissagt hatte. Die früheste Erwähnung findet sich bei Heraklit um 500 v. Chr.; er nennt eine Sibylle aus Erythrai in Kleinasien. Ihr Name ist in Folge allgemein auf weisagende Frauen übertragen worden. Varro (116-27 v. Chr.) berichtet von zehn prophetischen Frauen und bezeichnet diese als Sibyllen.<sup>26</sup> Die Ähnlichkeit der darin enthaltenen Motive – Strafpredigt gegen

die verderbte Zeit, Anrufung Gottes um Hilfe, Androhung eines jüngsten Gerichts, Ankündigung eines Erlösers – läßt die Vermutung zu, daß die sibyllinische Prophetie Einfluß auf die spätmittelalterlichen Apokalypsen hatte.

Die Sibyllinischen Weissagungen sind eine eigene Textsorte neben den Apokalypsen. Im 5. und 6. Jahrhundert waren sie im Römischen Reich weit verbreitet; Kirchenfürsten ließen sich Versionen erstellen.<sup>27</sup> Zu den heidnischen Sibyllen treten in der Folge auch christliche – auch Augustinus erwähnt eine Sibylle –, welche die mittelalterliche Literatur dominieren. Besonderen Einfluß hatten die Sibyllinischen Weissagungen von 1321, worin als Sibylle die Königin von Saba auftritt. Diese führt ein Gespräch mit Salomo und verkündet ihm unter anderem die christliche Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen. Im 15. Jahrhundert schreibt man die Zahl der auftretenden Sibyllen in Anlehnung an die Bibel mit 12 fest: 12 Sibyllen stehen 12 Aposteln gegenüber. Sibyllinische Weissagungen sind auch in der Neuzeit bekannt und weit verbreitet, sie finden sich etwa in Kalendern.<sup>28</sup>

### **Die Bilder der Apokalypse – Apokalypsezyklen und Einzelmotive**

Johannes berichtet in der Offenbarung in einer eindrucksvollen Bildersprache von den göttlichen Visionen über die Zukunft der Menschheit. Er beschreibt den Sturz des Satans, die Wiederkunft Christi nach dem jüngsten Gericht und schließlich das tausendjährige Friedensreich Christi auf Erden. Die einzelnen Motive in der Apokalypse des Johannes erfahren unterschiedliche Ausformungen und Bedeutungszuschreibungen in der christlichen Ikonographie, der bildenden Kunst und der Monumentalkunst, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen wird.

In der Kunst wird zwischen zyklischen und Einzeldarstellungen zur Apokalypse unterschieden. Bei den zyklischen ist den einzelnen Episoden der Apokalypse ein entsprechendes Bild zugeordnet. Es gibt umfassendere mit über 100 Darstellungen,

Johannes auf Patmos,  
Miniatur in Initiale ‚D‘  
einer Handschrift um 1465  
Ektachrom: Bildarchiv, ÖNB Wien

Hier beymt dat plogus va apocalypsis.

**D**it boeck apocalypsis is onder den anderen boeke des nuyen testamentes een propheetie gheheten. En alsoe als dat ewange liu bouen gnet die settin gre der ewe also gnet de se bouen die oude ppheten die die dinghe van verre sagen toecomende. En dese propheetie bewiset veel dinghen die van xpo en vander heyliger kerken gesaet sijn en oec die noch gestien in veel yscruen en veruolgnisse die op dese terrenwoerdige kerke vallen sel in antekerts tyden en oec daer te voren also als hi bewiset in menigerhande gelikenisse om allen menschen te troesten en te bereyden die kronen te ontfangen die van elker veruolgnisse antwoert. Diemen voer den name ons heren ihu xpi hydet. En daer om werden wi sonderlinge totten hyden vermaent. Want also gseloue alre doechden fundament is also werden alle doechden ghevoedet inden hyden en wasseti daer in op mder hoechster volcomenheit. Die geleert sijn sellen dit boec lesen en verstaen ende die ongheloorde die sellent horen. Ende alle menschen sellent doen. Die sake waer om datter sinte iohan screef was dese. Daer hi vanden keyser domitiano inder ellenide geseynt was sonter veel ongelo uen ende veruolchs op in die kerken daer hi in ghepredict hadde. Om dat te verhoeden ende te wederstaen soe wert hy vanden engel goeds daer toe vermaent ende getroest. Want hi sonder alle menschen troest in ellende was. Hi scrift der heyliger kerken staet. somtijt na dien dat hi geweest heeft. Somtijt na dien dat hi nu is. Ende somtijt na dien dat hi noch wesen sal.



is die open barmhertige ihesu xpi die hem god geseuen heeft openbaer te maken sine knechte glose. Niet den noden noch den pphylsophen die dinghen die coete lic ghescheyn moe te vande heylige.

150  
Ende hi heeft mit enen teyken bewiset en iohannes sine knechte bi enen engel geseynt die den woerde goeds getuyge gaf. Ende getuyge ihu xpi in allen dinghen die hi gesien heeft. Salich is hi die deser ppheten woerde leeft en diese hoert en die dinghen houder die daer in geseue sijn. Waer die tijt der door of des oerdels isser na by iohannes onthiet den vii kerken die yn azren sijn. v si genade en vrede vanden gheneen die is en was en die toecomende is. En vanden vii geseuen die mder tege woerdicheit sijns tidens sijn. En van ihesu xpo die getrouwe getuyge is die eerste geboren der doden ende een priet der coningen der eerden die ons gemeynet heeft. En ons van onsen sonden in sine bloede gewassche heeft. **Wtganic.** En hi heeft ons gode sine vader gemaect een rijk te wesen en priesters want die comt der coningen en die hemeliche priester xpus heeft ons in sijns selues offerhande sine lichame gheemiget also sijn wi priestere geworden en een rijk dat wi regneren mogen ouer alle onsen gebreken. En also crigher elc salich mensche eens priesters ambocht. Want hi een lic is des ewigen priesters. Hem si glorie en gewont van ewen tot ewen amen. **Hiet hi toemt mitte wolken en alle oghen sellen sien goet en quaet. En die gheen dien smakelic gepijnt hebbe en alle geslachte der eerden sellen op hem seluen oec wene maerlic. Want hiet sekerlic vande inspireken goeds wiste so seir hiet sonder twiuel ic him alpha en o. dat beghin en eynde spreect die here en is die was en die al machtich toecomende is. Oerdelende te recht te ouer leuende en ouer dode die te voren toemecht voerdelte was. Ic iohanes v braeder en deelachtich mder drucke en mder lindsaenheit en mder rijke in xpo ihesu. Ic was in een eylant dat pathmos gheheten was om dat waert goeds en om te getuyge ihu xpi. Daer om was hi verscinderd in ellende vande keyser domitiano. **glose.****



die in den Text von Handschriften eingegliedert sind – etwa in Medaillenform – und weniger umfangreiche, die vor allem durch den Erfolg des Apokalypsezyklus von Albrecht Dürer (1471 bis 1528) in Mode kommen. In der christlichen Kunst wurde besonders bei der Darstellung überirdischer Szenen auf die Apokalypse zurückgegriffen – daraus haben sich viele sogenannte Einzeldarstellungen zur Apokalypse entwickelt. Das Maiestas Domini-Motiv etwa, bei dem Christus mit den Evangelien symbolen dargestellt ist, war ein Hauptthema der Monumentalkunst des 12. Jahrhunderts. Es symbolisiert Christus als Weltenherrscher. Die Darstellung „Christus auf dem Regenbogen“ ist ein Motiv für das jüngste Gericht. Die apokalyptische Frau, auf die noch eingegangen wird, wurde sehr früh im Christentum als Symbol für die Kirche, als Ecclesia, gedeutet; später mit Maria gleichgesetzt.<sup>29</sup>

Wenn die vorkonstantinische Kunst die Apokalypse fast nicht kennt, kommt ihr mit dem Sieg des Christentums ein gewisser Zeugnischarakter zu; apokalyptische Motive stehen für die Festigung der christlichen Kirche. Im Früh- und Hochmittelalter sind sie vor allem in der Buchmalerei verbreitet. Erhalten sind karolingische und ottonische Handschriften mit Illustrationen zur Apokalypse, die aber auf drastische Katastrophenszenen verzichten. Da hier jeder Episode eine Einzeldarstellung zugewiesen ist, weisen diese Handschriften einen sehr umfangreichen Darstellungszyklus auf.<sup>30</sup>

Ende des 12. Jahrhunderts, vor allem aufgrund der Interpretation der Apokalypse durch Joachim von Fiore, kommen der Darstellung des Antichrists und des jüngsten Gerichts mehr Bedeutung zu.<sup>31</sup> Nachhaltige Wirkung hatte schließlich der Apokalypsezyklus von Dürer. Er hielt an der mittelalterlichen Bildtradition der Apokalypse und deren theologischen Exegese fest, was im Vergleich zu anderen Kunstwerken der Zeit erkennbar ist. So orientieren sich die 14 Holzschnitte sehr an jenen der Koberger-Bibel von 1489 oder dem niederländischen Apokalypse-Blockbuch. Das Besondere an den Dürer-Holzschnitten ist, daß er immer mehrere Episoden der Apokalypse, die zeitlich aufeinander folgen, in einer Szene zusammenfaßt. Außerdem verlieh er

seinen Holzschnitten eine gewisse zeitgeschichtliche Aktualität. Dürer, geprägt von der Reformation, sah in den Visionen des Johannes Prophezeiungen einer nahe bevorstehenden Endzeit. So stattete er auch die Ungläubigen und Verdammten mit Attributen des Kaisers (Krone), des Papstes (Tiara) und der Bischöfe aus.<sup>32</sup>

Einzel motive haben sich besonders in Anlehnung an die künstlerische Interpretation des Textes durch Dürer herausgebildet. Etwa auf Altartafeln, die im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts entstanden, findet sich das Motiv, das Dürer in seiner zweiten Figur komponiert hatte: der Ratschluß Gottes, über die Welt Gericht zu halten. Die Darstellung bei Dürer zeigt Gott auf dem Thron, dahinter die sieben Feuerfackeln als Symbol des siebenfachen Geistes Gottes, die vier Hauptwinde, die von vier Engeln geblasen dargestellt sind, neben ihm das Lamm mit dem Buch als Symbol für Jesus, die vier Wesen, deren Körper von Augen bedeckt sind, nämlich Löwe, Stier, Mensch und Adler als Symbole für die vier Evangelisten und um ihn herum in Form einer Mandorla die 24 Ältesten.<sup>33</sup>

In den Schriften der Gegenreformation wird kaum noch auf die Apokalypse Bezug genommen, daher treten apokalyptische Motive in der Monumentalkunst der Neuzeit zurück. Andererseits aber gewinnt ein Motiv besonders an Bedeutung – die Mondsichelmadonna.

### **Mondsichelmadonna**

*„Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.“ (Offb 12,1)*

Das Motiv der Mondsichelmadonna entwickelte sich aus den Beschreibungen im 12. Kapitel der Offenbarung Johannes. Es zeigt Maria auf der Mondsichel, von einem Strahlenkranz umgeben, auf dem Haupt eine Sternenkronen, schwanger oder mit Kind, oder – selten – mit dem Drachen der Apokalypse. Seit dem 12. Jahrhundert erschien das Motiv der Mondsichelmadonna in der Kunst als eigenständiger Bildtypus. Dies hängt mit der früh-

mittelalterlichen Interpretation der apokalyptischen Frau zusammen – sie wurde zum Sinnbild der Kirche. Mit der gesteigerten Marienverehrung in der Gotik kommt es zu einer endgültigen Gleichsetzung der apokalyptischen Frau mit Maria.<sup>34</sup>

Mondsichelmadonnen gehörten im Spätmittelalter zu den beliebtesten Marienbildern; sie kommen sowohl als große Skulpturen auf Brunnen, Stadttores und Kirchen vor als auch auf kleinformatigen Druckgraphiken – Andachts-, Ablaßbilder oder Wallfahrtszeichen – für den privaten Bereich.<sup>35</sup>

Zur Attraktivität dieses Bildtypus hat auch die verschiedenartige Verwendbarkeit beigetragen. Sie wird als regina coeli, als Himmelskönigin, im Kreis der Apostel dargestellt, oder als zärtliche Mutter Wange an Wange mit dem Kind und einer Rose. Die Darstellung der Muttergottes auf dem Vollmond ab dem 14. Jahrhundert nahm Bezug auf die Türkenkriege. Im 16. Jahrhundert erfährt dieser Typus im Anschluß an die Diskussion um die „Unbefleckte Empfängnis“ eine Wandlung zum Immaculata-Bild.<sup>36</sup>

### Jüngstes Gericht

*„Und ich sah einen großen, weißen Thron und den, der darauf saß; und vor seinem Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte gefunden. (...) Und ein andres Buch ward aufgetan, welches ist das Buch des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach dem, was geschrieben steht in den Büchern, nach ihren Werken.“ (Offb 20,11-12)*

Die Vorstellungen vom „Jüngsten Gericht“ beziehen sich auf mehrere Stellen in der Bibel, so auf Matthäus 24 und 25; Lukas 21,25; Johannes 5,28-29; 2. Brief Petrus 3,7-13 und Apokalypse 14,14-20 und 20,11-15. Darunter versteht man das Gericht Gottes am Ende der Zeiten, das in Zusammenhang mit der Parusie Christi steht. Nach Johannes herrscht der Messias nach seiner Wiederkehr mit den Frommen der ersten Auferstehung für tausend Jahre. Am Ende dieser Periode findet ein neuerlicher Kampf mit dem Satan statt. Der Sieg Jesu bringt die allgemeine Auferstehung der Toten. Die Darstellung des Jüngsten Gerichts in der Kunst kennt mehrere Bild-

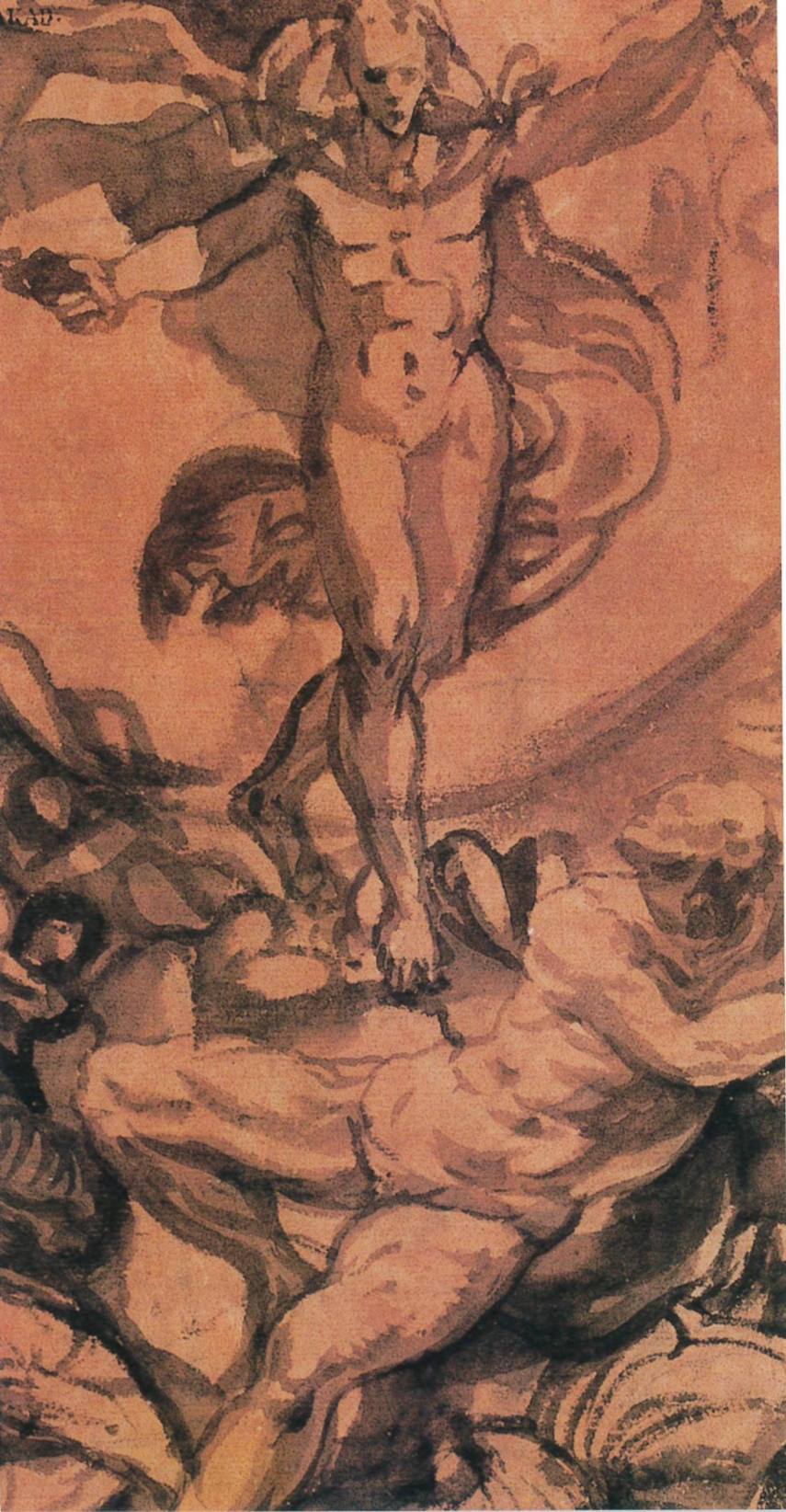


Andachtsbild, gedruckt bei B. Kühlen, M. Gladbach, Ende 19. Jhd.  
Österreichisches Museum für Volkskunde



*mel. Ein weyb mit der Sonnen bekleydet/  
vnd der Mon vnder iren füßen / vnnnd auff  
iren hauwt ein kron von zwölffsternen/vnd*

Apokalyptische Frau, Illustration in der Bibel von 1515, gedruckt bei Christoffel Froschauer in Zürich  
Österreichische Bibelgesellschaft, Wien



**Weltgericht, von H. Metich**  
15./16. Jhd.  
Kupferstichkabinett der  
Akademie der bildenden Künste,  
Wien

elemente: Jesus mit einem Richtschwert und mit einer weißen Lilie als Gnadensymbol, Posaenenengel, die die Toten erwecken, der Erzengel Michael mit der Seelenwaage, Himmel und Hölle, ewiges Feuer. Die früheste Darstellung findet sich in einem Evangeliar in St. Gallen aus dem Jahre 750.<sup>37</sup>

Das Motiv des jüngsten Gerichts impliziert unter Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen Auslegung der Apokalypse vor allem die Hoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit. Dies ist etwa in den Holzschnitten von Dürer zu erkennen: bei ihm „schmoren“ Papst, Prälaten und Kaiser in der Hölle.<sup>38</sup> In der christlichen Frömmigkeit dominieren die Bilder von Himmel und Hölle und dem Gericht. Hier sei auch das Motiv des Fegefeuers erwähnt. Das Fegefeuer bezeichnet einen Reinigungsort im Jenseits für die noch nicht vollkommen Erlösten, es ist in der katholischen Kirche seit dem 12. Jahrhundert als äußerst wirksames Instrument für die Glaubenswilligen und Erlösungsbedürftigen eingesetzt worden.<sup>39</sup>

**Erzengel Michael**

*„Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten wider den Drachen. Und der Drache stritt und seine Engel und siegen nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel.“ (Offb 12,7-8)*

Der Name Michael wird zum erstmalig bei Daniel (Dan 10,13) erwähnt, ist hebräisch und bedeutet in der Übersetzung: „Wer ist wie Gott?“ Er stellt den obersten Erzengel dar, wird auch als „der Führer des himmlischen Heeres“ bezeichnet und als der Schutzherr der Kirche und des christlichen Abendlandes, der Hüter in Zeit und Ewigkeit. Gott selbst hat ihn mit seinem Machtwort belehnt.<sup>40</sup>

Der Erzengel Michael kommt neben seinem Auftritt in der Apokalypse (Offb 12,7-8) auch in anderen biblischen Zusammenhängen vor: beim Engelsturz, als er Luzifer aus dem Himmel stürzt und bei der Vertreibung von Adam und Eva als Hüter des Paradieses. Seine Darstellung in der bildenden und christlichen Kunst zeigt mehrere Attribute: Flügel, weißes, langes Gewand oder Rüstung mit Helm, Weltkugel, Kreuzstab oder Kreuzfahne und Lanze oder Schwert beziehungsweise Flammenschwert. Im Zusammenhang mit dem jüngsten Gericht hält er eine Waage. Am häufigsten aber ist die Darstellung des Kampfes Michaels mit dem Drachen, der das apokalyptische Weib bedroht.<sup>41</sup> Schließlich tötet Michael, wenn auch in der Apokalypse nicht wörtlich genannt, den Satan, den Antichrist, ein Motiv, das ebenfalls in der Kunst verbreitet ist.<sup>42</sup>



Sancte Michael, ora pro nobis!  
Händler & Co. A. T. Dop. 1876. Kunstverlag



Offern 1941 = Ober-Hautzentral

## Die Wirkmacht der Apokalypse

Aufgrund immer wieder unterschiedlicher Auslegungen, vor allem hinsichtlich der Visionen vom Antichrist und vom Tausendjährigen Friedensreich, gelangte die Apokalypse zu keiner allgemeinen Anerkennung und blieb umstritten; auch innerhalb der katholischen Kirche.<sup>43</sup> Im folgenden wird auf die Interpretationsgeschichte und damit auf die besondere Wirkmacht der Apokalypse eingegangen. Zu diesem Thema sind in Hinblick auf die Jahrtausendwende eine Unzahl von Büchern publiziert worden. Dies macht eine Auswahl aus den Interpretationen notwendig, da hier nicht der Platz für einen ausführlichen Apokalyptik-Diskurs<sup>44</sup> ist.

Erste Auswirkungen zeigten apokalyptische Ideen in Form des Chiliasmus oder Millenarismus. Chiliasmus meint die Erwartung eines tausendjährigen irdisch-messianischen Zwischenreichs und bezieht sich unter anderen auf eine Stelle in der Apokalypse des Johannes. (Dies wird an anderer Stelle in dieser Publikation noch ausführlicher erklärt.) Im 2. Jahrhundert prophezeite der Seher Montanus die unmittelbare Herabkunft des himmlischen Jerusalem in seinem Heimatort Pepuza in Phrygien und damit die tausendjährige Friedensherrschaft Christi auf Erden. Seine Anhänger versammelten sich dort und warteten auf den Weltuntergang. Die bischöfliche Autorität sah sich durch die montanistische Prophetie bedroht, daher ließ Bischof Apollinaris von Hierapolis (um 161-180) Synoden gegen die Montanisten abhalten. Der Montanismus wurde daraufhin der Häresie zugeschrieben und verboten. Cyrill von Jerusalem (gest. 386) warf den Anhängern dieser Bewegung vor, in ihren Mysterien Kinder zu töten und zu essen. Kaiser Theodosius (378-395) stellte sie unter Strafe, was letztlich das Ende dieser schwärmerischen Bewegung bedeutete.<sup>45</sup>

Nachdem im 4. Jahrhundert das Christentum von Konstantin zur Staatsreligion neben den alten römischen Religionen erklärt wurde, nahm die Bedeutung der apokalyptischen Idee ab. Augustinus (354-430), einer der vier großen lateinischen Kirchenväter, lehnte die chiliastische Hoffnung auf ein tausendjähriges Zwischenreich am Ende der Zeit ab.

Er sah es auf Erden verwirklicht, nämlich durch das Auftreten Jesu. Dies weckte Weltuntergangsgedanken für das erste Jahrtausend.<sup>46</sup> Jedoch ist die oft postulierte Weltuntergangshysterie des Jahres 999 eine nach neueren historischen Untersuchungen nicht haltbare These: die wenigen Quellen, die davon berichten, stammen aus der Neuzeit und spiegeln die Ängste ihrer Zeit wider, etwa Pest und Türkenkriege.<sup>47</sup> Zudem ist zu bedenken, daß die Mehrheit der Bevölkerung im 10. Jahrhundert gar nicht wußte, in welchem Jahr sie lebte, da es keine einheitliche Zeitrechnung gab.

Mit der zeitgeschichtlichen Interpretation der Apokalypse durch Joachim von Fiore, einem kalabresischen Abt (1114-1202), kam es im 12. Jahrhundert zu einer Wiederbelebung apokalyptischer Ideologie.<sup>48</sup> Die Geschichte sah er eingeteilt in drei Zeitalter: das erste Zeitalter des Vaters, geprägt vom Gesetz Gottes, das zweite Zeitalter des Sohnes, also die Verbreitung des Evangeliums, und für 1260 erwartete er den Beginn des dritten und letzten Zeitalters, das des Heiligen Geistes, getragen von Mönchtum; der Mönch galt als ein Vorbild für den Geist der Brüderlichkeit. In der Übergangsphase zum dritten Zeitalter, so Fiore, werde der Antichrist erscheinen und vergebens versuchen, die Heiligen



Joachim v. Fiore  
Foto: Bildarchiv, ÖNB Wien

zu bekämpfen.<sup>49</sup> Mit dieser Interpretation der Apokalypse stellte er die Möglichkeit in Aussicht, daß sich ein Goldenes Zeitalter innerhalb der Geschichte erfülle, also die Auseinandersetzung mit dem Antichrist Teil der Geschichte ist und nicht ein Ende der Zeit, der Welt voraussetzt. Den entscheidenden Kampf zur Erfüllung dieser Hoffnung sah er in den Kreuzzügen. Mit diesen Gedanken lieferte Fiore der abendländischen Herrschaft die Argumente, diese Kriege zu legitimieren. So kam hier vor allem das Motiv des Antichristen zur Dämonisierung des Feindes zum Einsatz.<sup>50</sup>

Chiliasmatische Erwartungen, also die Wiederkunft Christi mit Beginn eines Friedensreiches, prägten das Denken der taboristischen Bewegung der Hussiten in Böhmen im 15. Jahrhundert.<sup>51</sup> Die Taboriten glaubten, nur sie würden die Wiederkehr Christi, die zwischen dem 10. und 14. Februar 1420 stattfinden sollte, überleben. Die Bewegung bezog ihren Sitz auf den Berg Tabor und erwartete dort die Parusie. Als diese nicht eintrat, wurde behauptet, Christus sei heimlich wiedergekehrt. Eine Erklärung, die sich später auch bei den Zeugen Jehovas findet. 1452 kommt es zur Zerstörung des Sitzes auf Mons Tabor durch hussitische Truppen.<sup>52</sup>

Die Reformation hatte entscheidenden Einfluß auf die Endzeithoffnungen und Endzeitängste. Durch Luthers Übersetzung der Bibel ins Deutsche wurden auch die Offenbarungstexte mit ihren beeindruckenden Illustrationen für die Bevölkerung zugänglich. Martin Luther (1483-1546) benutzte, obwohl er der Apokalypse ablehnend gegenüberstand, in seiner Polemik gegen den Papst apokalyptische Rhetorik, wie sie zuvor in der Politik üblich war: Er setzte den Papst mit dem Antichrist gleich. Flugschriften mit satirischen Bildern vom Papst trugen zu einer Popularisierung des Antichristmotivs in der Bevölkerung bei. Darin hieß es unter anderem, daß sich der Antichrist durch Habsucht, durch die „Geldschächerrei des Ablasses“ auszeichne. Lucas Cranach setzte in seiner Septemberbibel (1522) der babylonischen Hure (Offb 17) – Babylon wurde mit Rom gleichgesetzt – die Papstkrone auf.<sup>53</sup> Es kam zu sozialen Umwälzungen, die auch von der millenaristischen Bewegung rund um Thomas Müntzer (um 1490-1525) mitgetragen wurden. Müntzer führte zunächst die erste Bauernrevolte an, versprach seinen Anhängern dann aber, ihr Kampf würde den Frieden eines Tausendjährigen Reiches herbeiführen, wie es die Offenbarung prophezeie. Der ursprünglich theologische Protest gegen Rom nahm apokalyptische Züge an, und die Bewegung stand damit außerhalb der Gesellschaft. Müntzer wurde 1525 hingerichtet.<sup>54</sup>



**Kreuzfahrer, Federzeichnung, Künstler unbekannt**  
Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste, Wien

In der deutschen Stadt Münster versammelten sich in den Jahren 1534 bis 1535 die sogenannten Wiedertäufer, eine lose Ansammlung apokalyptischer Sekten, jede mit ihrem eigenen Propheten. Sie lehnten den Katholizismus wie den Protestantismus ab, vertrieben deren Anhänger aus der Stadt und besetzten diese. Ihrer Überzeugung nach würde Münster das neue Jerusalem werden. Jan Bockelson, der die Führung in der Stadt übernahm, propagierte ein Leben in Armut. Da der Weltuntergang nahe sei, lohne es nicht, sich Güter anzuhäufen. Er aber hielt sich nicht daran, umgab sich zum Beispiel mit zahlreichen Frauen – er lebte das vor, was seine katholischen Widersacher bei den Reformatoren in Mißkredit brachte. Das führte innerhalb der Gruppe zu Protesten, und die Situation eskalierte. Die Streitkräfte des katholischen Bischofs konnten schließlich im Juni 1535 den Widerstand der stark



**Illustration zur Offenbarung des Johannes, in: Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Stuttgart und München 1850**  
Österreichische Bibelgesellschaft, Wien



**Apokalyptische Reiter, von Peter Cornelius, 1849**  
Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste, Wien

geschwächten Bürger durchbrechen. Die Führer der Wiedertäufer wurden sofort hingerichtet, Bockelson zu Tode gemartert.<sup>55</sup> Die chiliastische Hoffnung war dadurch aber nicht ausgelöscht.

Das mit der Aufklärung aufkeimende neue Lebensgefühl, gesteigert durch einen Fortschrittsoptimismus, führte zu einer massiven Krise der Jenseitshoffnungen. Außerdem war die Frage der Wiederkunft in der Kirche zu einem Randthema geworden. Dies waren Voraussetzungen, die eine Entstehung von schwärmerischen Bewegungen begünstigten, da diese besonders mit dem chiliastischen Moment operierten, also eine Hoffnung auf eine goldene Ära propagierten und so viele Anhänger finden konnten.<sup>56</sup> Apokalyptische Gedanken sind im 17. und 18. Jahrhundert etwa im englischen Puritanismus, im deutschen schwärmerischen Pietismus und in der amerikanischen Erweckungsbewegung im 18. Jahrhundert zu orten. Im 19. Jahrhundert gewinnt der Chiasmus großes Gewicht bei den neu entstehenden Sekten und religiösen Sondergruppen, so zum Beispiel bei den Zeugen Jehovas, den Mormonen und den Adventisten.<sup>57</sup>

Erwähnt seien noch Endzeitgemeinschaften von heute wie Fiat Lux, begründet 1980 in der Schweiz von Erika Bertschinger-Eicke, genannt Uriella, Universelles Leben, begründet 1977 in Deutschland von Gabriele Wittek und die St. Michaelsvereinigung, begründet um 1970 in der Schweiz von Paul Kuhn. Apokalyptische Konzepte finden sich in theosophischen Gemeinschaften wie dem Templer Orden, den Rosenkreuzern, der Gralsbewegung, den Zeugen Jehovas, den Mormonen. Verschiedene Psychogruppen, New-Age-Zirkel, manche Neuheiden und neureligiöse Bewegungen wie Scientology oder die Kinder Gottes haben Endzeitgedanken in ihren Lehren.<sup>58</sup> Die Propheten und Gurus versprechen ihren Anhängern, sie in ein neues, besseres Zeitalter zu führen oder daß sie ihr Heil in einer transzendentalen Zwischenwelt finden werden. Dabei wird auch die Idee vom Weltuntergang als Indoktrinationsinstrument eingesetzt. Bei Nichteintreten desselben inszenierten viele Sekten einen Untergang. 1978 brachten sich 900 Anhänger der Jones-Sekte in Guyana um, 1993 starben 84 Davidianer in Waco, 1997 39 Anhänger von Heaven's Gate in San Diego.<sup>59</sup>

Gegenwärtig werden chiliastische Vorstellungen wieder brisant: viele „Endzeit-Sekten“ sehen im bevorstehenden Jahreswechsel ein magisches Datum. Der von Millenniaristen erhoffte Weltuntergang mit anschließendem Neubeginn – allerdings nur für die Eingeweihten, Gläubigen – wird auf den Jahreswechsel 1999/2000 projiziert. Darauf bereitet sich etwa die Endzeit-Sekte „Concerned Christians“ (Wiedergeborene Christen) vor. Ihre Anhänger erwarten zu diesem Zeitpunkt in Jerusalem die Wiederkunft Christi. Die israelische Polizei befürchtet einen geplanten Massenselbstmord der Mitglieder zur „Jahrtausendwende“.<sup>60</sup>

Die Informationen über Aktivitäten von „Endzeit-Sekten“ oder zum „Weltuntergang“ verbreiten sich überwiegend durch die sogenannten Massenmedien, also Fernsehen, Zeitung, Radio. Das bedeutet auch, daß durch Medien sehr wohl eine Stimmung erzeugt beziehungsweise gelenkt werden kann, was eine Wechselwirkung bedingt. Interessant war zu beobachten, als Wochen vor dem 11.8.1999 – dem Tag der Sonnenfinsternis – gehäuft Schlagwörter und Artikel zum Thema Weltuntergang/Prophezeiungen in den Medien zu finden waren. Kurz danach war das Interesse abgeflaut. Jetzt, da der Jahreswechsel sehr nah ist, werden auch die Endzeitstimmen wieder lauter.

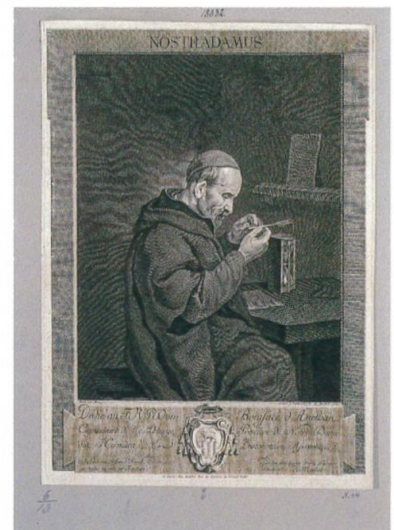
### Prophezeiungen zur Jahrtausendwende

„77 Tage bis zum Weltuntergang“ ist auf der Titelseite des „Profil“ vom 22. Mai 1999 zu lesen. Prophezeiungen von Nostradamus und anderen gewinnen wieder an Aktualität, werden aufgefrischt angesichts der bevorstehenden Jahrtausendwende. Auf sechs Seiten klärt „Profil“ über den Weltuntergang und seine Vorzeichen, die sogenannten Omina, auf. So sehen manche etwa im Strichcode bei Warenketten die Zahl 666, also die Zahl des apokalyptischen Tieres.<sup>61</sup>

Alexander Tollmann, ein Wiener Geologe und Paläontologe, erklärt in diesem Artikel seine Weltuntergangstheorie, die er ausführlich in seinem Buch „Das Weltenjahr geht zur Neige“ vorgelegt hat.<sup>62</sup> Tollmann stützt seine Überlegungen hauptsächlich

auf die biblischen Prophetentexte und auf die Prophezeiungen des Nostradamus, den er als „Gigant unter den Sehern“<sup>63</sup> bezeichnet; er unterscheidet zwischen vertrauenswürdigen Sehern und falschen Propheten. Seine Weltuntergangstheorie basiert auf der Annahme eines Endzeit-Impakts, eines Kometeneinschlags, der im Vorfeld der zweiten Jahrtausendwende Anfang Oktober 1999 stattfinden und die Erde für die Menschen unbewohnbar machen solle – hätte sollen.<sup>64</sup> Mitte Oktober stellte er nämlich in einem weiteren Interview fest: „Ich muß sagen, daß auch Nostradamus, den ich für unfehlbar gehalten habe, irrte und Fehler machte. (...) Ehrlich gesagt, ich habe die Schnauze voll von den Vorhersagen. Ich gehe zurück zu meiner Wissenschaft, der Geologie.“<sup>65</sup>

Hinter dem berühmten Propheten Nostradamus steckt der französische Arzt und Astrologe Michel de Notredame, geboren 1503 in St. Remy. Er half bei der Bekämpfung der Pest in Aix, was ihn vermutlich geprägt hat. Berühmt wurde er durch seine „Centurien“, eine Sammlung von 966 verschlüsselten Vier-



**Nostradamus, Kupferstich von C. de Mechel**  
Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste, Wien

zeilern, in denen er zukünftige Ereignisse prophezeit – das Ende der Zeiten sieht er für das Jahr 3797 voraus. Grundlage für seine Weissagungen sind angeblich göttliche Visionen und astrologische Berechnungen. Im Vorwort hielt er fest, daß eine Verschlüsselung der Botschaften angesichts der Inquisition notwendig ist. Die erstmals 1555 veröffentlichten Centurien wurden weltweit übersetzt und regten viele sogenannte Seher und Propheten an, historische Wahrheiten und zukünftige Ereignisse hinter dem codierten Text zu suchen.<sup>66</sup>

Es ist unmöglich zu sagen, ob oder wieviele seiner Prophezeiungen „tatsächlich“ eingetreten sind, denn ihre Deutungen werden immer im nachhinein eventuellen historischen Ereignissen zugeschrieben. Zudem ist anzumerken, daß es sich hier um allgemein formulierte Sätze handelt, die zu unterschiedlichsten Übersetzungen und damit (Be-)Deutungen anregen und noch anregen. Trotzdem: Auch wenn die größten Kritiker von Nostradamus diese Verse als ausgemachten Unsinn bezeichnen, so ist doch bemerkenswert, welche Wirkung sie bis heute haben. Neben der biblischen Apokalypse des Johannes sind die Centurien von Nostradamus die Prophezeiungen im außerbiblischen Bereich, die am weitesten verbreitet sind.

Für das Jahr 1999 ist folgender Vers in seinen Centurien belegt (die Hinweise in den Klammern im Zitat sind vom Übersetzer und Deuter, Alexander N. Centurio, hinzugefügt):

*„Im Jahre 1999 im siebenten Monat (julianischen Kalenders)*

*Wird am Himmel ein großer Schreckenskönig  
(die größte Sonnenfinsternis unseres Jahrhunderts) erscheinen:*

*Er wird auferstehen lassen den großen König  
von Angoulême (französische Königsstadt).*

*Vor und nach einem Weltkrieg (Mars) wird er  
aufgrund seines guten Horoskopes regieren.“<sup>67</sup>*

Nostradamus hat, wenn man davon ausgeht, daß die verschlüsselten Verse „richtig“ ausgelegt wurden, für das Jahr 2000 keinen Weltuntergang prophezeit. Das Weltende findet nach ihm um 3797

statt, wobei nur das Leibliche zu existieren aufhört: „Der Todestag wird in einen Geburtstag verwandelt: Der göttliche Geist läßt die glückliche Seele/Das Wort (den Logos) in seiner ewigen Bedeutung erschauen.“<sup>68</sup> Die Auslegung der Verse für das Jahr 1999 wird unter anderem von Tollmann mit der Sonnenfinsternis vom 11.8.1999 gleichgesetzt. Und einige wollen darin einen Vorboten für den Weltuntergang 2000 sehen. Vielfach wird der Begriff Prophezeiung mit dem Phänomen Weltuntergang assoziiert, wie Apokalypse auch.

Zunächst eine Begriffsklärung: Unter Prophezeiung wird heute allgemein eine Weissagung verstanden, die eine Person durch übernatürliche Inspiration erhält. Der Begriff ist eine Anlehnung an das griechische „propheteia“, die Vorhersagung, die Prophetie. Im engeren Sinn meint Prophetie eine Botschaft, die eine Mittelsperson, in dem Fall ein Prophet, von einer Gottheit empfangen hat. Der Begriff bezieht sich in erster Linie auf die alttestamentlichen Propheten, welche die empfangenen Warnungen und Hinweise auf die Zukunft den Menschen kundtaten.

Das Christentum hat die Vorstellung der Prophetie übernommen, wie sie etwa in Form der Apokalypse des Johannes vorliegt. Galt die Prophetie zu Zeiten der Apostel als eine Gabe, änderte sich dies mit der Entstehung einer Hierarchie in der christlichen Kirche gegen Ende des 1. Jahrhunderts; individuelle Inspiration war verpönt, das Wort Gottes war der Kirche vorbehalten.<sup>69</sup> Trotzdem traten in der Folge Propheten auf und verkündeten außerhalb der Kirche Visionen von göttlichen Wesen. Die Prophetie ist auch heute wirksames Instrument von Sekten und religiösen Sondergruppen. Es treten aber auch einzelne Personen als Seher und Propheten auf, etwa Nostradamus.

Dem häufig prophezeiten Goldenen Zeitalter geht eine Wende voraus, eine Übergangszeit, die ihre Charakteristika aufweist. Die Apokalypse berichtet von sieben mal sieben Plagen und Katastrophen, die über die Menschheit kommen werden. Die Prophezeiungen, biblische wie außerbiblische, erzählen, wie die Übergangszeit aussieht: diese ist an



Jüngster Tag, Melchior Lorich zugeschrieben  
Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste, Wien

ihrer Krisenhaftigkeit zu erkennen. Sogenannte Omina, Vorzeichen, werden aufgezählt. Propheten sehen nun in „auffälligen“ Unregelmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft die Katastrophen, die dem Weltende vorausgehen. Ereignisse wie Kriege, Erdbeben, Unwetter, Vulkanausbrüche und dergleichen werden als Vorzeichen gedeutet. Solche Ereignisse treten immer wieder ein, was wiederum den Glauben an die Richtigkeit von Prophezeiungen stärkt.

Der entscheidende Punkt der apokalyptischen Prophezeiung ist die Wende nach dem „Weltuntergang“, der Übergang in ein Goldenes Zeitalter. An Endzeit-Prophezeiungen wird bis heute festgehalten, weil sie auch eine positive Zukunft in Aussicht stellen und damit Hoffnung stiften. Schließlich wird die Vorstellung vom Jenseits erträglicher – das Leben endet nicht mit dem Tod. Darin mag die Faszination und Gültigkeit von Prophezeiungen liegen. Die krisenhafte Zukunft, die vorhergesagt wird, kann eben als Übergangszeit gedeutet werden, als eine Wende in eine bessere Zeit. Diese Hoffnung als grundlegender Wunsch der Menschen scheint den Prophezeiungen zugrunde zu liegen. Und getragen wird diese Hoffnung zudem von der Stimmung, die in der Gesellschaft erzeugt wird.

Wenn also im gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs eine Endzeithysterie oder eine Weltuntergangsstimmung geortet wird, so stehen dahinter eine Reihe spätjüdisch-frühchristlicher Schriften, die diese Idee – unter Beeinflussung von Weltanschauungen anderer Kulturen – entwickelt und die sich in der Offenbarung des Johannes, dem letzten Kapitel des Neuen Testaments, verdichtet haben. Apokalyptik ist vornehmlich im Spannungsfeld religiöser sowie politischer Auseinandersetzungen entstanden, und Weltuntergangsstimmungen haben besonders in Krisenzeiten, angesichts Naturkatastrophen, Seuchen, Epidemien in der Bevölkerung Resonanz gefunden. Apokalypsen haben schließlich auf außerbiblische Prophezeiungen gewirkt, die von vielen Menschen angenommen und getragen werden. Heute steht hauptsächlich der Jahreswechsel 1999/2000 als magisches Datum für den Weltuntergang. Dazu tragen einige rezente

Propheten und Prophetinnen, die meist im Umfeld von sogenannten Sekten und religiösen Sondergruppen oder esoterischen Bewegungen zu finden sind, bei, wenn sie ein nahes Ende der Menschheit angesichts sogenannter Vorzeichen – etwa Umweltkatastrophen, Kriege, Konsum, HIV – deuten und den Eingeweihten oder Gläubigen eine Alternative in Aussicht stellen. Die „Lust an der Apokalypse“ ist Realität und macht eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Ideen und Niederschlägen in der Gesellschaft notwendig.

- 1 Albrecht, Jörg: Frohes letztes Jahr! In: [http://www.zeit.de/zeit/mill/pages/apok\\_albrecht.html](http://www.zeit.de/zeit/mill/pages/apok_albrecht.html), S.1-4, hier: S. 1.
- 2 Fahlbusch, Erwin u.a. (Hg.): Evangelisches Kirchenlexikon. Internationale, theologische Enzyklopädie. Bd. 1. Göttingen 1986 (3. Aufl.), Sp. 190-202. (=EKL)
- 3 Aurenhammer, Hans: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Wien 1959-67, S. 176-177; Grote, Ludwig (Hg.): albrecht dürer. die apokalypse. Faksimile der deutschen Urausgabe von 1498. »Die heilich Offenbarung Johannisc. München 1970, S. 4; Heyder, Gebhard (OCD): Feuer vom Himmel. Apokalyptische Visionen über Zukunft und Ende der Welt und den kommenden Triumph des Lammes. Des Sehers von Patmos Geheime Offenbarung in zeitnaher Deutung. Wiesbaden 1961, S. 11.
- 4 EKL Bd. 1, 1986, Sp. 199.
- 5 Einteilung der Apokalypse in Einführung, zwei Hauptteile und Schluß nach Heyder 1961, S. 27-127.
- 6 Hartmann, P.W.: Kunst Lexikon. Wien 1996, S. 94.
- 7 Für alle Bibelzitate in dieser Arbeit wurde folgende Ausgabe verwendet: Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers. (Österreichische Bibelgesellschaft) Wien 1978.
- 8 Heyder 1961, S. 27-127.
- 9 EKL Bd. 1, 1986, Sp. 192.
- 10 „Apokalypsen“ in: Kaspar, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 1. Freiburg u.a. 1993 (3. Aufl.), Sp. 810-811. (=LTK)
- 11 Einen guten Überblick mit Textauszügen gibt Termolen, Rosel (Hg.): Die Apokalypsen. Das Buch der geheimen Offenbarungen. Augsburg 1999.
- 12 EKL Bd. 1, 1986, Sp. 193.
- 13 LTK Bd. 1, Sp. 817.
- 14 EKL Bd.1, Sp. 191.
- 15 Schönberger, Anmerkungen 1996, S. 70-71.
- 16 Schönberger, Otto (Übersetzer u. Hg.): Hesiod: Werke und Tage. Griechisch/Deutsch. Stuttgart 1996. Hier: Nachwort, S. 99; Demandt, Alexander: Endzeit? Die Zukunft der Geschichte. Berlin 1993, S. 25-26.
- 17 Thompson, Damian: Das Ende der Zeiten. Apokalyptik und

- Jahrtausendwende. (Aus dem Englischen v. Gerold Domermuth-Gudrich) Hildesheim 1997, S. 35-36.
- 18 „Goldenes Zeitalter“ in: EKL Bd. 2, 1989, Sp. 247-248, hier: Sp. 248; Demandt 1993, S. 25.
- 19 Minois, Georges: Die Hölle. Zur Geschichte einer Fiktion. (Aus dem Französischen von Sigrid Kester) München 1996 (2.Aufl.) (Original: Paris 1991), S. 43.
- 20 Minois 1996, S. 43-49.
- 21 Cohn, Norman: Die Erwartung der Endzeit. Vom Ursprung der Apokalypse. (Aus dem Englischen von Peter Gillhofer u. Hans-Ulrich Möhring) Frankfurt/M. – Leipzig 1997, S. 124-125.
- 22 Waldenfels, Hans (Hg.): Lexikon der Religionen. Phänomene – Geschichte – Ideen. Freiburg u.a. 1999 (4. Aufl.), S. 714.
- 23 Minois 1996, S. 50-53.
- 24 Minois 1996, S. 77-79.
- 25 Minois 1996, S. 82-83.
- 26 Weiss, Jutta: Sibyllen und sibyllinische Weissagen in der Literatur des Mittelalters. Dipl.arb., (Univ.) Wien 1995, S. 7-9.
- 27 Mann, A.T.: Prophezeiungen zur Jahrtausendwende: eine Gesamtschau der Voraussagen von Propheten, Weisen, Sehern, Schamanen und Astrologen. 1995 (Original 1992), S. 65-66.
- 28 Weiss 1995, S. 22; Erich, Oswald A. u. Richard Beitz: Wörterbuch der deutschen Volkskunde (=Kröners Taschenbuchausgabe, 127). Stuttgart 1974 (3. Aufl.), S. 737.
- 29 Aurenhammer 1959-67, S. 180-181.
- 30 Kirschbaum, Engelbert (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Rom u.a. 1968, S. 126.
- 31 „Apokalypse“ in: Aurenhammer, Hans: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Wien 1959-67, S. 194.
- 32 Grote 1970, S. 3-10.
- 33 Grote 1970, S. 7.
- 34 Hartmann 1996, S. 1024.
- 35 Marti, Susan u. Daniela Mondini: Maria auf der Mondichel – als theologisches Lehrstück, liebevolle Mutter, bürgerliche junge Dame und unbefleckte Himmelskönigin. In: Geissmar-Brandt, Christoph u. Eleonora Louis (Hg.): Glaube, Hoffnung, Liebe, Tod. Von der Entwicklung religiöser Bildkonzepte. Ausstellungskatalog. Klagenfurt 1995/96 (2. korr. Aufl.), S. 326-329, hier: S. 326.
- 36 Marti u. Mondini 1995/96, S. 326-328.
- 37 Hartmann 1996, S. 1002.
- 38 Grote 1970, S. 5.
- 39 „Fegefeuer“ in: Ranke, Kurt (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Bd. 4. Berlin – New York 1984, Sp. 965-966.
- 40 Rosenberg, Alfons: Michael und der Drache. Urgestalten von Licht und Finsternis. Olten – Freiburg i.B. 1956, 27-28.
- 41 Hartmann 1996, S. 1002.
- 42 Keller, Hiltgart L.: Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst. Stuttgart 1987 (6. Aufl.), S. 431.
- 43 Aurenhammer 1959-67, S. 176-177.
- 44 Der Begriff Apokalyptik umfaßt das literarische Genre, eschatologische (endzeitliche) Konzepte und eine weltabnehnende Lebensführung. In: EKL Bd. 1, 1986, Sp. 191.
- 45 „Montanismus“ in: EKL Bd. 3, 1992 (3. Aufl.), Sp. 539-541.
- 46 LTK Bd. 1, 1993, Sp. 1240-1241.
- 47 Delumeau, Jean: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts (Kulturen und Ideen). (Aus dem Französischen von Monika Hübner, Gabriele Konder u. Martina Roters-Burck) Reinbek bei Hamburg 1989 (Neuauf.), S. 312.
- 48 LTK Bd. 2, 1994, Sp. 1047.
- 49 „Chiliasmus“ in: LTK Bd. 2, 1994 (3. Aufl.), Sp. 1047.
- 50 Thompson 1997, S. 103.
- 51 LTK Bd. 2, 1994, Sp. 1047-1048.
- 52 Thompson 1997, S. 107-109.
- 53 Preuß, Hans: Die Vorstellungen vom Antichrist im späteren Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik. Ein Beitrag zur Theologie Luthers und zur Geschichte der christlichen Frömmigkeit. Leipzig 1906, S. 184-187 u. 198.
- 54 Thompson 1997, S. 115-116.
- 55 Thompson 1997, S. 117-118.
- 56 Valentin, Friederike: Das Ende ist nahe. Naherwartung und Parusieverzögerung bei Sekten und religiösen Sondergruppen. In: Gasper, Hans u. Friederike Valentin (Hg.): Endzeitfieber. Apokalyptiker, Untergangspropheten, Endzeitsekten (=Herder Spektrum, 4522). Freiburg – Basel – Wien 1997, S. 30 – 50, hier: S. 31.
- 57 EKL Bd. 1, 1986, Sp. 657.
- 58 Stamm, Hugo: Im Bann der Apokalypse. Endzeitvorstellungen in Kirchen, Sekten und Kulturen. Zürich – München 1998, S. 18.
- 59 Stamm 1998, S. 18-19.
- 60 Laut Meldung vom 3.1.1999 in ORF ON aktuell: <http://www.orf.at/orfon/ticker/story1231215311.html>
- 61 Profil, Nr. 21, 22.5.1999, S. 120-126.
- 62 Tollmann, Alexander (und Edith T): Das Weltenjahr geht zur Neige. Mythos und Wahrheit der Prophezeiungen. Wien – Köln – Weimar 1998.
- 63 Tollmann 1998, S. 52.
- 64 Tollmann 1998, S. 33.
- 65 Profil, Nr. 42, 18.10.1999, S. 148.
- 66 Mann, A.T.: Prophezeiungen zur Jahrtausendwende: eine Gesamtschau der Voraussagen von Propheten, Weisen, Sehern, Schamanen und Astrologen. 1995 (Original 1992), S. 89-91.
- 67 Centurio, Alexander N.: Nostradamus. Prophetische Weltgeschichte. Bietigheim 1977 (10. Aufl.), S. 248.
- 68 Centurio 1977, S. 261.
- 69 „Prophetie“ in: Microsoft® Encarta®98 Enzyklopädie. © 1993-1997 Microsoft Corporation.

## Brigitte Rauter Das Wassermann-Zeitalter

*Ein alternatives Zukunftsmodell, das auch im Spannungsfeld der Jahrtausendwende Aktualität besitzt, ist seit der Mitte dieses Jahrhunderts aus dem astrologisch-esoterischen Bereich bekannt: der Eintritt in das Wassermann-Zeitalter. Basis für ein Tierkreis-Zeitalter sei das Horoskop der Erde, das Auswirkungen auf die gesamte Menschheit habe. Die Berechnungen fußen auf astrologischen Ideen, übernommen wird diese Zeitaltervorstellung vor allem von esoterischen Gruppen und New-Age-Bewegungen.<sup>1</sup> Worauf stützt sich nun diese Zeitrechnung?*

*In der Astrologie werden zwei große Zyklen der Planeten beobachtet: das platonische Jahr und die Transite (Durchgänge) der transsaturnischen Planeten Uranus, Neptun und Pluto. Zu bedenken ist, daß Uranus 1781 entdeckt wurde, Pluto erst in den 1930er Jahren. Das platonische Jahr, bestehend aus 12 platonischen Monaten, bezeichnet einen Kreislauf von 25.920 Jahren, in denen der Frühlingspunkt (Äquinokt) einmal, in rückläufiger Richtung, durch den Tierkreis läuft. Ein platonischer Monat zählt also 2.160 Jahre. Die Beschreibung dieses Zyklus ist bei Hipparch um 135 v.Chr. überliefert.<sup>2</sup>*

*Mit dem Eintritt des Äquinokts in ein anderes Tierkreiszeichen, was rund alle 2000 Jahre stattfindet, gehe nach den Vorstellungen vieler AnhängerInnen esoterischer und New-Age-Bewegungen auch der Übergang in ein anderes Zeitalter einher. Der exakte Beginn dieses neuen Zeitalters ist nicht berechenbar, er soll aber mit besonderen kosmischen Konstellationen zusammenfallen. Nachdem nun AstrologInnen annehmen, daß es in der Zeit um Christi Geburt mit dem Erscheinen des „Sterns von Bethlehem“ eine bedeutende Planetenkonjunktion gegeben habe, wird Jesus als ein Merkmal für ein neues Zeitalter, das „kriegerische“ Fische-Zeitalter, interpretiert. Seither sind etwa 2000 Jahre vergangen, also sucht man nun nach kosmischen Hinweisen für den Übergang ins Wassermannzeitalter.<sup>3</sup>*

*Für das heurige Jahr ist in der Astrologie ein besonderes Zeichen am Himmel berechnet worden – das sogenannte „Große Kreuz“ am 18. August 1999. Dieses setzt sich wie folgt zusammen: In einer Kreuzstellung stehen sich Pluto und Venus beziehungsweise Uranus und die Sonne gegenüber. Hinter diesen Planeten zeichnen sich, ebenfalls in einer Kreuzform, die Tierkreiszeichen Wassermann, Löwe, Stier und Skorpion ab. Hier werden überdies Bezüge zu biblischen Schriften hergestellt. Manche AstrologInnen nehmen an, daß diese vier Tierkreise die vier biblischen Wesen darstellen, die bei den alttestamentlichen Propheten Hesekeil (Hes 1, 4-10) und Daniel (Dan 7, 1-8) und wiederum in der neutestamentlichen Apokalypse des Johannes (Offb 4, 7) erwähnt werden: Löwe, Stier, Adler, der als Skorpion gedeutet wird, und Mensch, stellvertretend für den Wassermann.*

*AnhängerInnen der New-Age-Bewegung und anderer esoterischer Gruppen sehen im Übergang vom Fische- zum Wassermann-Zeitalter die Überwindung des christlichen Zeitalters. Die Astrologie geht davon aus, daß die Planeten eine schicksalhafte Wirkung auf die Menschen ausüben. Daher werden Projektionen auf das Wassermann-Zeitalter gemacht, denen Wünsche und Hoffnungen auf eine bessere Zeit zugrunde liegen: Aufleben eines neuen Zeitgeists. Mit dem Beginn des Wassermann-Zeitalters solle eine Periode des Friedens, des friedlichen kommunikativen Miteinanders eintreten.<sup>4</sup>*

1 Ruppert, Hans-Jürgen: New Age. Endzeit oder Wendezeit? Wiesbaden 1985.

2 „Wassermannzeitalter“ in: Lexikon der Religionen (=Herder/Spektrum, 4090). Freiburg u.a. 1999 (4.Aufl.), S. 697.

3 Schlapp, Peter: Astrologische Prognosen zur Jahrtausendwende. Ein Wegweiser zur persönlichen Neuorientierung. Freiburg i. Breisgau 1996, S. 42-43.

4 Schlapp 1996, S. 50.

**Leihgeber:**

Graphische Sammlung Albertina  
Altwaren Bücherberg  
Buchhandlung Kupfritsch  
Erzbischöfliches Dom- und Diözesan-  
museum, Wien  
Erzdiözese Wien, Archiv  
Erzdiözese Wien, Behelfsdienst des  
Pastoralamtes  
Mag. Manuela Friedl  
Veronika Grieshofer  
Monika Habersohn  
Werner Habel  
Haller & Haller  
Heeresgeschichtliches Museum, Wien  
Heimatmuseum Altenmarkt i. Pongau  
Dr. Gudrun Hempel  
Historisches Museum der Stadt Wien,  
Studiensammlung  
Historisches Museum der Stadt Wien,  
Uhrenmuseum  
Prof. H.H. Hottenroth  
Institut für Klassische Archäologie,  
Archäologische Sammlung,  
Universität Wien  
Institut für Klassische Archäologie,  
Dia- und Photothek, Universität Wien  
Jüdisches Museum Wien, Archiv  
Kunsthistorisches Museum Wien,  
Münzkabinett  
Kunsthistorisches Museum Wien, Anti-  
kensammlung  
Kupferstichkabinett der Akademie der  
bildenden Künste, Wien  
Kongresszentrum & Redoutensäle  
Wien  
Landesverband Salzburger Volkskultur  
Josef Lechner  
Dr. Gertraud Liesenfeld  
Museum im Zeughaus Maximilians I,  
Innsbruck  
Museum für Völkerkunde, Wien  
Niederösterreichisches Landesmuseum,  
Volkskundliche Sammlung  
Österreichische Bibelgesellschaft,  
Wien  
Österreichische Nationalbibliothek,  
Wien  
Österreichische Nationalbibliothek,  
Globenmuseum, Wien  
Österreichische Phonotheek, Bundes-  
anstalt für audiovisuelle Medien,  
Wien  
Österreichische Post AG, Abt. Informa-  
tion & Dokumentation, Wien  
P. Solutions  
Anneliese Pallestrang  
Pfadfindergruppe Bad Ischl

Porträtsammlung, Bildarchiv, Fidei-  
kommissbibliothek der Österrei-  
chen Nationalbibliothek, Wien  
Brigitte Rauter  
Salzburger Museum Carolino  
Augusteum  
Sammlung von Inkunabeln, alten  
und wertvollen Drucken,  
Österreichische Nationalbibliothek  
Dr. Anna Schmidl  
Mag. Saschka Schurkova  
Swatch Group Österreich  
Technisches Museum Wien  
Maria Wasserbauer  
Wiener Stadt- und Landesbibliothek,  
Plakatsammlung  
Ed. Witte Handels Ges.m.b.H.  
Friedl Zimmermann

**Sachspenden:**

Hasbro Deutschland GmbH  
Inführ Karl KG Wein- und Sektellerei  
Franck-Kosmos Verlag  
Kraft Jacobs Suchard  
Erich Liebenwein-Schult, St. Veit/Glan  
Firma Erwin Perzy III, Erzeugung von  
Reiseandenken, Schneekugeln und  
Neujahrsartikel  
Claus Josef Riedel Tiroler Glashütte  
Ges.m.b.H., Kufstein  
Wein & Co  
LEGO  
Leykam Alpina, Graz

**Für wertvolle Ratschläge und Hilfe  
ist außerdem zu danken:**

Wilhelm Balanjuk  
Andreas Beer  
Dr. Silvia Bacher  
Peter Balazs  
DI Martin Barta  
Mag. Karl-Heinz Bauer  
Dr. Gerda Barth  
Dr. Alfred Bernhard-Walcher  
Mag. Petra Bockhorn  
Dr. Friedrich Brein  
Hans Czuchajda  
Dr. Günther Dembski  
Lotte Dollhofer  
Dir. Gerhard Ederndorfer  
Mag. Markus Feigl  
Rupert Fritzenwallner  
Mag. Petra Gnad  
Franz Groß  
Josef Wenzel Hnatek  
Dr. Ernestine Hutter

Ing. Thomas Illming  
Monika Jagos  
Peter List  
Mag. Luzia Luitold  
Uli Kaspret  
Dir. Rupert Kerschbaum  
Dr. Monika Knofler  
Barbara Kopf  
Dr. Ulrich Körtner  
Manfred Krenn  
Brigitte Krestan  
Klaus Löcker  
Regina Macho  
Monika Maislinger  
Stefan Marz  
Eva Moosbrugger  
Dr. Gerda Mraz  
Mag. Michaela Muhr  
Dagmar Nagl  
Balázs Németh  
Dieter Neuhaus  
Dr. Gertrud Oswald  
Ulrike Perauer  
Sabine Perzy  
Dr. Meinrad Pizzinini  
Ilse Plank  
Dr. Anna Plattner  
Mag. Renate Plöchl  
Mag. Veronika Plöckinger  
Rudolf Pohl  
Christa Prokisch  
Martin Považay  
Ing. Alfred Pokorny  
Katharina Richter-Kovarik  
Werner Roßmann  
Mag. Markus Schmidt  
Dr. Karl Schulz  
Thomas Simon  
Josef Steger  
Mag. Hans Steiner  
Beatrix Tomaschek  
Rudolf Tomicich jun.  
Christian Valente  
Mag. Michael Wasserbauer  
Dr. Johann Weissensteiner  
Mag. Eva Wiesinger  
Dr. Reingard Witzmann  
Harald Wolf  
Dr. Hans G. Zeger  
DI Ernst Zirngast  
Dr. Bettina Zorn  
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des  
Österreichischen Museums für  
Volkskunde  
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter  
des Instituts für Volkskunde der  
Universität Wien







ISBN 3-900359-87-3